

Ein Sternlein stand
am
Himmel

Sofia von Keller

2. Auflage
6. bis 10. Tausend

Verlag von P. Bohnhoff, Dorpat, 1929



Sofia v. Keller.

Ein Sternlein stand
am
Himmel

Sofia von Keller

2. Auflage
6. bis 10. Tausend

4-A

~~43529~~

Berlag von P. Bolowneff, Dorpat, 1929

Alle Rechte, auch das des Übersetzens, vorbehalten.

Est. A
TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU
30501

Druck von E. Mattiesen, Dorpat.

Dem Andenken meines Vaters.

Zum Geleit.

Dieses Büchlein ist aus den Samenkörnern herausgewachsen, die mein Vater seinen Kindern in die Seele gestreut hat, nicht durch Worte, sondern durch sein Leben als froher aufrechter Christ, und als Kämpfer für das Deutschtum und deutsche Kulturarbeit.

Aber nicht nur seinen Kindern ist er viel gewesen, allen denen, die in sein Leben traten, hat er von den vielen köstlichen Gaben, die ihm Gott geschenkt, immer wieder gegeben.

Wie viel er den Menschen bis zuletzt gewesen, sagen die Worte eines Mannes, der nach dem Tode meines Vaters von ihm sagte: „Er ist für uns Jüngere jedes Mal, wenn wir mit ihm zusammensein durften, ein Erlebnis gewesen.“

Dorpat, den 10. Dezember 1926.

Geleitwort zur zweiten Auflage.

So manch lieber Gruß ist mir von fern und nah ins Haus gekommen. An den vielen Unbekannten, die vielleicht auch einen Blick in diese neue Auflage tun, sage ich hier herzlichen Dank für die Liebe, mit der mein „Sternlein“ aufgenommen worden. Aller derer, die mir persönlich in herzlicher Gastlichkeit ihr Haus geöffnet, gedanke ich in Liebe.

Ich habe eine kleine Änderung vorgenommen, die beiden Legenden fortgelassen und statt ihrer etwas aus jüngster baltischer Vergangenheit erzählt. Von deutscher Treue und festem Gottvertrauen sollen diese beiden Erzählungen künden, denn beides ist bei uns im Baltenslande noch nicht ausgestorben. Dafür sorgen schon Leid und Not. Es muß ja Nacht sein, damit wir Gottes Sternenvelt sehen.

Möge aus der Nacht, die Verfolgung und Tod in letzter Zeit über mich gesenkt, das Sternlein erneut hinausleuchten überall dahin, wo gläubige deutsche Herzen schlagen.

Dorpat, am Beerdigungstage meines Sohnes,
den 3. Mai 1929.

Inhalt.

	Seite
Rote Lulpen	7
Bäbeles Glocken	11
Ein Sternlein stand am Himmel	15
Engelhard	19
Gewissensbisse	24
Erlöse uns von dem Übel	28
Drei Weihnachten	36
Sinterm Fenster	44
Zwei Gräber	55

Rote Tulpen.

Es war Ende Februar, der Schnee glitzerte und flimmerte im Sonnenschein, und die Späzen zwitscherten so frühlingstfroh, daß man den frechen kleinen Gesellen gut sein mußte.

Heute war der 75. Geburtstag des alten Herrn, eines Schulkameraden meines Vaters. Der alte Herr war schon seit Jahren bettlägerig und stand nur für einige Stunden des Vormittags auf. Das kleine Häuschen, in dem das alte Ehepaar lebte, hatte seine Fenster gerade der Mittagssonne gegenüber. Die Haustür war wie stets gastlich geöffnet. Vor einem Jahre hatte ich dem alten Herrn etwas schenken wollen, und die Seinen hatten mir geraten, ihm rote Tulpen zu bringen, da er die sehr liebe. Auch in diesem Jahre hatte ich Tulpen gekauft, und es war mir gelungen, tiefrote und doch leuchtende zu finden, die einen süßen Honigduft ausströmten.

Ich hatte am Abend vorher seine Frau gefragt, warum ihr Mann gerade die Tulpen so sehr liebe, aber sie wußte es nicht, sie sagte, er habe nie darüber gesprochen, sondern nur gebeten, ihm immer welche zum Geburtstage zu schenken.

Als ich ins Wohnzimmer trat, saß der alte Herr schon in seinem sandfarbenen Schlafrock im grünen Lehnstuhl neben dem großen Kachelofen, der eine köstliche Wärme ausströmte, mitten im Sonnenschein. Ein schönes Bild, die hohe Gestalt im Lehnstuhl, mit dem Kopf, der stark an Feuerbach erinnerte, nur daß das volle Haar schloh-

weiß war. Aber unter den buschigen Brauen glommen die Augen.

Ich stellte die Blumen neben ihn auf den Tisch und wurde für mein „leichtfinniges Geldausgeben“ gescholten. Das gehörte schon so zum Beschenken des alten Herrn, dies — sich von ihm schelten lassen. Mir schien es, als ob er trotz alles Scheltens und Brummens die Blumen voll stiller Freude und, fast möchte ich sagen, mit Liebe betrachtete. Dann lobte er ganz trocken ihre schöne Farbe. Da warf ich hin: „Sie duften auch.“ Der alte Herr griff mit beiden Händen nach dem Blumentopf und stellte ihn sich auf den Schoß. Als er ihren Duft eingesogen und ich die Blumen wieder fortgestellt hatte, war es ganz still. Plötzlich sagte er ganz verträumt: „Ja, sie duften.“ Und nun wußte ich, die Tulpen bedeuten ihm viel, sie sind für ihn eine Erinnerung, ein Stück Lebensgeschichte, die er jedes Jahr wieder ganz still für sich durchlebt.

Nach einer Weile fragte ich: „Haben Sie die Tulpen von jeher so lieb gehabt?“

Er blickte auf, und da sah ich seine Seele aus seinen Augen leuchten, ich sah sie, die sich immer so keusch hinter Schrofheit und Trockenheit versteckte.

Dann begann er: „Ach, eigentlich ist es ja nichts, es ist gar nicht der Rede wert, aber als ich ein kleiner Junge von drei oder vier Jahren war, sah ich sie zum ersten Mal.“ Husten und Atemnot hinderten ihn am Weiterprechen.

Nach einer kurzen Pause sagte er: „Ja, sehen Sie, so geht es mir jetzt, nie genug Atem, und immer der quälende Husten.“ — „Ja, damals hatte mein Vater das Haus an der Gartenstraße bauen lassen. Ich ging mit ihm durch den Garten, der eben neu angelegt wurde. Das heißt, ich hielt mich an seinem Zeigefinger; das weiß ich noch ganz

genau. Im Garten waren Männer, die Schnüre zu den Seiten der Bege zogen; sie werden wohl die Bege große gezogen und unnützen Rasen abgestochen haben. Ja, und hinter diesen Schnüren wurden Blumen gepflanzt. Und da standen hohe rote Blumen. Ich weiß, ich hat meinen Vater: Gib mir, bitte, nur eine solche Blume! Ich weiß auch noch, daß er sie mit einem Messer abschnitt und mir gab, und daß er sie mit dem Messer a b s c h n i t t und nicht a b r a d, muß wohl einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben. Ich hielt die Blume mit beiden Händen vor mir her, dann wieder sah ich in ihren Kelch, und ich weiß, ich habe nie wieder etwas so schön gefunden wie diese Blume, die rote Tulpe — und sie duftete . . . Ich habe sie auch nicht fortgeworfen, sondern ich trug sie wie etwas Zerbrechliches ins Haus. — Als man mich in nächsten Jahre fragte, was ich mir zum Geburtstag wünsche, sagte ich: eine rote Tulpe!“

Seine Frau hatte Johannisbeerwein gebracht und mir eingeweiht. Ja, worauf sollte man mit dem alten Herrn anstoßen? Er mußte und fühlte doch sicher, daß es sein letzter Geburtstag war, saß er doch eben ganz erschöpft vom vielen Sprechen in den Stuhl zurückgelehnt da.

Ich hob mein Glas und konnte nichts anderes sagen als: „Dem Gedenken der roten Tulpe.“

Ein viertel Jahr ist vergangen . . . Wir alle, die dem Hause nahe gestanden, und viele, die ihn in seinem Beruf schätzen und lieben gelernt hatten, geleiten den alten Herrn zur letzten Ruhestatt. Kränze und Blumen, die den Wagen schmücken, sprechen von Dankbarkeit, Liebe und Treue. — Die Zeit der Tulpen ist schon lange vorbei, und so kann keine rote Tulpe seinen Grabhügel schmücken, keine

roten Tulpen seinen Sarg bedecken. Hinter dem Sarge geht ruhig und gefaßt die, die dem alten Herrn durch mehr als vierzig Jahre ein treuer Lebenskamerad gewesen ist. Sie trägt eine Blume in der Hand, eine leuchtend rote Blume, sonst nichts . . . Der Sarg ist ins Grab hinab gesenkt worden. Die drei Schaufelchen Sand, von liebender Hand hinabgeworfen, sollen ihn zuerst decken. Und sie läßt den Sand auf den Deckel rieseln, dann sieht sie auf ihre linke Hand, welche die rote Blume fest umklammert hat, und die rechte Hand schickt den letzten Gruß mit dieser roten Blume hinab. Still, fast heilig leuchtete die rote Blume da unten vom Sarge herauf zu uns und erzählte von Menschenliebe und Treue.

Bäbeles Glocken.

„Bäbele, ist es wahr, daß du schon hundert Jahr alt bist und bald sterben mußt, und daß man dich ohne Glockengeläut beerdigen wird, weil du nicht mehr zur Kirche kannst?“ Atemlos sprudelte die Kleine vierjährige Pfarrerstochter all diese Fragen hervor und sah mit ihren schwarzen Augen dem alten runzligen Weiblein ins Gesicht. Dieses strich der Kleinen mit ihrer wellen Hand über das schlichte Blondhaar und meinte: „Fragst zu viel auf einmal, Seppeli, immer hübsch sachte; an die hundert Jahre bin ich ja schon, und der liebe Gott wird mich ja wohl bald zu sich nehmen; aber die Glocken, Seppeli, die Glocken, die solle sie mir läute! Bin all mei Lebtag rechtschaffen gwest; tus dem Pfarr sage, daß er rüberkomme soll, ich muß halt mit ihm rede wegen der Glocken.“

Das sagte das Bäbele so, daß es der Kleinen ganz traurig ums Herz wurde, und sie sagte nun ganz zaghaft: „Bäbele, die zwei Großen sagen, du seist bei den Kurden gewesen und seist heimlich davongelaufen; ist's so?“ Da sagte die Alte: „Bang mal's Brustbänkle her und setz dich drauf, dann werd ich dir erzähle.“

Schnell hatte die Kleine sich zu den Füßen der Alten gesetzt, stemmte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht auf die Faustchen und wartete voll Ungebuld.

„Jetzt wird's wohl schon an die achtzig Jahre her

sein, daß die Kurden ins Dorf einbrachen *)“, begann die Alte. „Finstre Nacht ischt's gewese, und sie drangen in jedes Haus, ermordeten fast alle Mannsleut und auch viele Weiber und Kinder. Was am Lebe blieb, schleppten sie mit, nachdem sie die Häuser in Brand gesteckt. Mich nahmen sie auch; barfuß muscht i, an 'n Gaul angebunde, nebeher laufe. Kein Musruhe gabs, nur Schläge.

„Meine Füße und der Rücken bluteten und schmerzten, und dann hab ich's Bewußtsein verlore. Der Kurde, der mich geraubt gehabt hat, isch doch wohl ein mitleidiger Kerl gwest, denn wie ich zu mir komme bin, hab ich vor ihm auf'm Gaul geseffe. Er tat mir auch'n Schluck Wein gebe und ein bißle Brot. Aber viele von uns sind unterwegs umtkomme.“

Die Alte schwieg, von der Erinnerung übermannt. Dann fuhr sie mit leiser Stimme fort: „Das Argste isch aber dann noch komme. Unser Herrgott nahm uns in 'ne harte Schule, und nicht alle habe die Prüfung besthante. Sie nahmen uns zu ihren Weibern . . . Viele sind lieber in den Tod gange, andere aber sind für immer dort bliebe. Unser Herrgott wird sie richte, Kind, ich darf ihm nur danke, daß er mir Kraft gebe hat auszuharre und mir bei meiner Flucht helfe tat. Scharf arbeiten haben wir müsse, und wie ich einmal die Reben tat aufbinde, hab ich ein Messer dazu bekomme. Etwas Maisbrot und Wein taten sie mir auch mitgebe, und so, wie ich da allein arbeite tat, hab ich mich versteckt, ganz nah beim Fluß, in den Felsen.

„Sie taten mich suche, ganz dicht sind sie bei mir vorbei gange, und wie sie meine Spur so nah am Wasser

*) 1826 wurden die drei größten deutschen Schwabekolonien Transkaukasiens von Kurden überfallen. Aus der einen wurden 45 Frauen verschleppt.

gesehen habe, meinten sie, ich sei reingestürzt und ertrunke.

„Einige von uns hatten schon früher entfliehen könne und hatten angefangen die Häuser wieder aufzubaue. Viele Händ' tat man brauche, und so sind sie denn alle froh gewest, wie ich g'komme bin, denn ich bin all mein Lebtag nit faul gewest, und alle Arbeit isch mir flink von der Hand gange.“

Das Bäbele seufzte wie nach einer schweren Arbeit. dann sagte es: „Nu weischt's, Seppeli, und jetzt tu mal flink heimlaufe und dem Pfarr bestelle, er möcht doch rüberkomme; tu aber auf den Weg acht gebe!“

Langsam stand die Kleine auf; ihre Gedanken waren noch bei all den schauerlichen Bildern, die sie sich bei den Worten der Alten ausgemalt hatte. Ganz langsam ging sie zur Tür . . . Da fiel ihr ein, daß sie sich nicht bedankt, und sie lief zurück zur Alten und sagte: „Ich dank auch schön!“ Und als schäme sie sich ihres Dankes, lief sie davon.

Zu Hause lief das Kind geradeswegs in die „Manns-stube“, wie es des Vaters Amtsstube nannte, und sagte: „Du sollst zu ihr kommen — wegen der Glocken!“ Der Vater fragte: „Von wem redest du?“ „Von Bäbele,“ sagte ganz erstaunt die Kleine; sie hatte gemeint, der Vater werde gleich wissen, worum sichs handle. Nun mußte sie dem Vater genau Bericht erstatten.

Am Abend machte sich der Pfarrer zum Bäbele auf. Wie er bei ihr eintrat, sagte sie: „Gats das Seppeli doch nit vergesse!“ Worauf der Pfarrer meinte: „Wenn der was auf der Seele brennen tut, vergißt sie's schon nicht, und hier hat sie gefühlt, daß ihr euch ängtigt, Bäbele.“

Und nun redete die Alte auf ihren Pfarrer ein in höchster Seelenangst: „Herr Pfarr, tuts nit angehe, daß sie mir doch die Glocken läuten; ich kenn ja unsere Sitte

und ich kann mi auch nit befinne, daß im Dorf einer wär mit Glockengeläut vergrabe worden, der ein volles Jahr dem Herrgott nit in die Kirch gegangen is. Aber, Herr Pfarr, mir hat er ja selbst die Füß' und die Kraft genommen, und ich hab nit mit ihm gehadert, sondern gar fleißig in seinem Wort geles, und, Pfarr, engherzig is doch unser Herrgott nit, er weiß schon, ob's Bäbele ihn liebe und ehre tut. Nun gebt mir noch's heilige Nachtmahl und dann redet vor der Gemeinde, daß sie mir die Glocken läuten."

Sie lasen noch in der Heiligen Schrift, und wie der Pfarrer sich verabschiedete, kam der Dorfschulz herein und sagte: „Nu, Bäbele, 'nen beßren Anwalt als dem Pfarr sein Seppeli hättet ihr euch nit nehmen könne. Das war schon bei mir und hat gesagt: Eichelmüller, das Bäbele ist arg traurig, daß man ihm keine Glocken läuten will, und ist doch so rechtschaffe geweest und kann so schön von den Kurden verzähle. Da mußte ich mich schämen vor dem Kinde, Bäbele, daß wir alle solch Gerede von den Glocken dulden, wo wir doch wisse tun, daß ihr rechtschaffen und gottesfürchtig seid, und daß wir die schwere Prüfung haben vergeffe könne, die ihr bestande habet.“ Darauf reichte er ihr die Hand und sagte: „Mit Geläut und Gesang sollet ihr vergrabe werde, Bäbele.“

Einige Wochen darauf läuteten die Glocken zu Bäbeles Beerdigung. Der ganze Schulchor sang an jeder Straßenecke, wie's Brauch, und die Glocken tönnten weit ins Thal.

Auf dem Pfarrhof aber stand ein kleines Mädchen mit andächtig gefalteten Händchen und sagte ganz leise: „Da läuten sie Bäbeles Glocken.“

Ein Sternlein stand am Himmel.

Bitteres Weinen im Kinderzimmer . . .

Die Frau Pfarrer hat die Thür geöffnet; sie ist sehr ungehalten. „Natürlich, die Vina ist wieder über alle Berge, und die Kinder können tun und lassen, was sie gerade wollen.“

Die Älteste sitzt am Tisch und sieht nun von ihrem Buch auf, die Zweite steht mit dem Rücken zu ihr und blickt mit einem etwas boshaften, höhnischen Lächeln bald auf die jüngere Schwester, bald auf die Mutter.

„Nun, Leneli, was hats gegeben?“ „Das Seppeli war dumm, und nun weints.“ Dem Seppeli laufen noch die hellen Tränen über die Wangen, und es hält den kopflosen Körper einer Puppe fest an sich gepreßt. Dann, mit plötzlichem Entschluß, streckt es die Geföpfte der Mutter entgegen und sagt mit zitternder Stimme: „Nun ist sie tot wie die Judenkinder in der Bibel.“

Jetzt wendet sich die Mutter an ihre Älteste: „Anneli, wie wars?“ „Ja, das Leneli wollte das Seppeli 's Gruseln lehren, und da fragt 's Seppeli, was denn das Gruseln wäre; da sagt 's Leneli, das sei so was Schreckliches, wie wenn den Juden in Bethlehäm ihre Kinder an den Steinen zerschmettert würden, und da fragt 's Seppeli wieder, was denn „zerschmettern“ heiße, und weil grad Seppelis Käte auf dem Tisch lag, nahm 's Leneli die an den Weinen und schlug den Kopf gegen den Tischrand, und nun hat 's Seppeli alles verstanden, aber die Käte ist entzwei.“

Schwer legen sich der Mutter feine weiße Hände auf Seppelis Schultern. „Hättest du die Puppe nicht auf dem Tisch liegen lassen, so wäre sie dir nicht zererschlagen worden; räume nächstens deine Sachen besser fort.“

Seppeli sieht sein totes Puppenkind an; es meint, nun sei die ganze schöne Geschichte, die ihm der Vater erzählt hat, als es ihn um einen Namen fürs neue Kind gebeten, auch tot; es ist, als dürfe es gar nicht daran denken.

Es nimmt das zerfahrene, so geliebte Mädchen von Seilbronn, legt es ins Puppenbett und breitet eine Decke darüber. Dann nimmt es sein schwarzes Fußbändchen, rückt es neben das Bett, setzt sich darauf und denkt angestrengt nach: wenn nun das Leneli wieder was erklären will, so geht vielleicht auch die schöne, feine Gudrun, die auch solch schöne Geschichte hat, entzwei. Seppeli beschließt die Puppe zu retten. Es nimmt die Gudrun aus ihrem Bettchen und bringt sie in des Vaters Schreibzimmer. Da sieht es auf dem einen Bücherbrett ein Buch, das breit und dick ist und oben so goldig glänzt; ein schöneres Bett als dieses goldige läßt sich schwerlich finden. Nachdem Gudrun nun dort schön gebettet ist, geht Seppeli zu den anderen spielen.

Die Kinder saßen beim Abendbrot, als der Vater eintrat und fragte: „Wer von euch hat meine Puppe auf meine Bücher gelegt? Nun liegt sie in tausend Stücken am Boden.“

„Meine Gudrun!“ Mit diesem Schrei wollte Seppeli davoneilen, doch die Mutter hielt sie fest und meinte: „Das geht so nicht weiter.“ Und dabei hatte das Seppeli eine Ohrfeige bekommen. Voll bösen Trostes sah es zur Mutter auf, doch weinte es nicht.

Der Vater hob das Seppeli auf die Schulter und ging mit ihm ins Schreibzimmer. Dort setzte er sich an den Tisch und hob das Kind auf seine Knie. Auf die

Frage, wie denn die Puppe gerade dahin gekommen sei, erzählte das Seppeli, wie es wieder einmal dunken gewesen, und wie es nun aus Angst diese Puppe habe retten wollen und sich so gefreut habe, daß es gleich ein goldnes Bett gefunden.

Dann mußte es doch weinen, und schluchzend sagte es: „Und nun ist alles so häßlich und leer!“

Da hob der Pfarrer sein Töchterchen auf die Schulter und ging mit ihm auf den Hof. Dort war es ganz finster, und von all den vertrauten Gebäuden war nichts zu sehen. Da wurde es dem Kinde angst und bange, und es schlang seine Armchen um des Vaters Hals und bat: „Wollen wir in die Stube gehn, es ist so arg finster, und der ganze Hof ist leer.“

Der Vater ließ das Kind auf seinen Arm gleiten und sagte: „Schau, dunkel und leer ist's, und du meinst, es sei häßlich und unheimlich; aber such nur, Seppeli, such gut! Sieh nach oben und such, bis du was Selles, Schönes findest.“

Das Kind suchte in der Finsternis — und dann . . . ja, das war schön! Ein heller Stern blickte so freundlich und sah grad auf's Seppeli, so meinte es.

„Vater, wie heißt er? Kennst du seine Geschichte?“

„Paß auf, Seppeli, jetzt sing ich dir ein Lied vom Sternlein.“ Und er begann mit seiner vollen weichen Stimme:

„Ein Sternlein stand am Himmel,
Ein Sternlein guter Art,
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends auf die Schwelle
Und suchte bis ich's fand.

So mocht' ich lange stehen,
Hatt' große Freude mir
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.“

„Als es mir einmal auch so finster schien, fand ich diese Worte, und sie freuten mich so, daß ich sie singen mußte. So, Seppeli, nun sieh dir noch einmal das Sternlein an, und dann wollen wir zur Mutter gehen.“

An des Vaters Hand konnte das Seppeli mit seinem Trost der Mutter gegenüber gut fertig werden und ihr alles richtig erzählen. Und als der Vater dann sagte: „Und jetzt will das Seppeli noch etwas sagen,“ da kam es ganz wie von selbst von des Kindes Lippen: „Mutteli bitte verzeih, daß ich so arg trotzig bin.“

Nachdem es seinen Verzeihungsfuß bekommen hatte, ging es um vieles ruhiger schlafen. Als es mit der Mutter gebetet hatte, kam der Vater wie jeden Abend ins Kinderzimmer, um zum Schluß des Tages mit den Kindern einen Abendchoral zu singen. Das Seppeli hat wohl nie wieder im Leben mit so innigem Verstehen das Lied gesungen:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldenen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.“

Und als der Vater dem Seppeli den Gutenachtfuß gegeben hatte, schlang es seine Armlein um des Vaters Hals und flüsterte bittend: „Vater, sing noch einmal dein Lied vom Sternlein!“

Engelhard.

Es war Winter, und Weihnachten nahte wieder. Ein schneidender Ostwind raste die Dorfstraße entlang und trieb den Schnee vor sich her. Die Schulkinder tummelten sich nicht wie sonst auf der Straße, sondern eilten aus der schlecht geheizten Schulstube heim in die warmen Stuben.

Den kleinen Engelhard Rechner fror es gar jämmerlich, und es gab niemand, der so recht für ihn sorgen konnte, denn seine Pflegemutter war selbst arm und hatte sechs eigene Kinder, die gekleidet sein wollten.

Zu dieser Zeit war im Pfarrhause reges Leben: fleißig wurden warme Sachen zur Weihnachtsbescherung für die Dorfarmen gestrickt. Die drei ältesten Pfarrmädels halfen wacker mit. Sie waren wohl erst neun, acht und sechs Jahre alt, hatten aber schon viel Übung im Stricken und Häkeln.

Die Jüngste von ihnen strickte ein Halstuch und Strümpfe für den Engelhard, und das tat sie gerne, denn der Bube und sie hatten ein gemeinsames Geheimnis. Er war wohl ein oder zwei Jahre älter als sie, aber trotzdem bemutterte sie ihn. Und das war so gekommen:

Im Sommer hatte seine Pflegemutter ihn mit auf den Pfarrhof genommen, und da hatten die zwei jüngeren Pfarrmädels, die Maria und Sophia, mit ihm spielen wollen; es war ihnen aber untersagt worden, da der Bube so schmutzig wäre. Nun wurde er von den beiden Mädels kurzerhand zum Brunnen geführt, und während die Jün-

gere ihn bewachte, — die Kinder hatten schon oft die Erfahrung gemacht, daß Bauernbuben nicht nur an gewöhnlicher Scheu, sondern auch an Wasserscheu litten, — lief die Ältere noch Schwamm, Seife und Handtuch, um den schmutzigen Buben in einen reinen Spieltameraden zu verwandeln.

Unterdeffen hatte ihn die Jüngere nach seinem Namen gefragt, und wie er ihn genannt, hatte sie ihn erst ganz still angesehen und dann gesagt: „Bist auch recht froh?“ Und als er sie ganz erstaunt angesehen, hatte sie gemeint: „Dein Name sagt ja, daß du immer auf die Englein warten darfst; Sarren heißt auch Warten,“ fügte sie noch belehrend hinzu. Da hatte der Bub sie mit seinen blauen Augen groß angesehen und gefragt: „Darf i das ganz sicher?“ Sie hatte eifrig genickt und gemeint: „Der liebe Gott sagt's dir doch in deinem Namen; mir sagt er, ich soll klug sein, das kann ich aber nicht, und darum lachen sie mich immer aus; aber warten, das kann man ganz gut. Also wart nur ganz ruhig zu!“

Von dem Tage an waren sie gute Freunde gewesen und warteten nun gemeinsam auf den Engel. Seit der Zeit war der Junge öfters auf den Pfarrhof spielen gekommen. Er hielt jetzt schon selbst auf Sauberkeit. Auch während des Winters war er gern ins Pfarrhaus gekommen. Als die große Kälte einsetzte, kam er seltener und blieb dann schließlich ganz aus.

Durch den Vater erfuhren die Mädels, daß der Engelhard die Lungenentzündung habe.

Wie der Pfarrer das nächste Mal seine Krankenbesuche machen ging, bat ihn sein sechsjähriges Töchterchen: „Vater, nimm mich mit zum Engelhard!“ Der Vater fragte gar nicht weiter, sondern sagte kurz: „Geh, lauf zur Mutter, und sag, daß ich dich mitnehme.“

Das ließ sich das Kind nicht zweimal sagen.

Der Pfarrer brachte seine Kleine zum Engelhard und ging selbst weiter. Sie setzte sich still an des Bubens Bett und sah ihn an: so mager war er und blaß! — Dann fragte sie ganz leise: „Tut's arg weh?“ Er nickte nur. Sie schwieg wieder und streichelte nur seine Hand. Nun sagte sie: „Weihnachten kommt, da darfst mit Krank sein, mußt zu uns rüberkommen!“ Gelle Freude strahlte aus seinen Augen, aber er sagte noch immer nichts.

Da wurde es ihr doch unheimlich, daß der Bub so still war, und sie fragte: „Soll ich dir a arg schöns Weihnachtsliedl singe?“ Er nickte. Sie meinte: „Paß auf! Das is a Liedl, bei dem's einem warm und froh wird.“ Und dann sang sie:

O Jesu, schöne Weihnachtssonne,
 Bestrahe mich mit deiner Gunst!
 Dein Licht sei meine Weihnachtswonne,
 Und lehre mich die rechte Kunst,
 Wie ich im Licht wandeln soll,
 Und sei des Weihnachtsglanzes voll.“

Wie sie zu Ende war, sagte er: „Das war arg schön! Hat's dich der Pfarrer gelehrt?“ Da erzählte sie ihm, wie sie's im Gesangbuch gefunden, und daß sie's dem Vater zur Weihnacht auffagen wolle. Er fand das auch ganz recht. Und dann schwiegen sie wieder.

Plötzlich fragte der Bub: „Ist's auch richtig mit dem Engel?“ Sie nickte ganz überzeugt und sagte: „Kannst ganz ruhig sein, Engelhardel, das ist ganz sicher!“

Als der Vater kam, wandte er sich an den Bubens: „Hat sie nicht zu viel geschwätzt?“ Und der antwortete: „Die tut nit schwätze, die tut nur singe.“

Wie das Mädchel mit dem Vater heimwärts ging, fragte es ihn: „Vater, warum sagte er, daß ich immer

singen tu?" Der Vater schwieg erst, dann erklärte er: „Es gibt Menschen, denen hat Gott eine singende Stimme gegeben, und du bist halt auch solch ein Singstimmlin.“

Da kam eine große Freude über sie, daß der liebe Gott ihr so etwas Feines, Gutes gegeben hatte. —

Am Christtag, am Vormittag, kam der Vater in die Kinderstube und sagte: „Sophia, komm mit zum Engelhard!“ Es klang so feierlich, daß sie ihn fragte: „Ist der Engel da?“ Er verstand den wahren Sinn ihrer Frage nicht und sagte: „Ja, mach hurtig!“ Sie lief zur Mutter und rief: „Ich muß nur fix zum Engelhard, der Engel ist da!“

Der Engelhard war noch blässer, und die Wangen noch schmaler, und er hastete mit dem Atem so sehr.

Wie er seine kleine Freundin sah, sagte er: „Sing's Liedl von der Sonne.“ Und dann, als sie gesungen, sagte er ganz leise: „Eben hat mir die Mutter gesagt, daß i sterbe muß, und schau, der Engel ist nit komme.“

Da pläzte sie heraus: „Ein Dummer bist, Engelhardl, nu kommt doch's Englein! Weißt nit — Ach Herr, laß dein lieb Englein am lehten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen? — Das steht doch im Gesangbuch, also muß es auch wahr sein!“

„Sag's nochmal,“ bat er, und sie tat es. Darauf bat er: „Nu sing's Lied, das ihr heint abend in der Kirch' singe tut.“

Sie sang ihm das ganze „Vom Himmel hoch“ vor; nur vor dem Vers „Ach mein herzliebes Jesulein“ hielt sie an und sagte: „Das ist mein Abendgebet.“

Dann kam der Vater und mahnte: „Gib dem Engelhard nochmal die Hand und sag ihm Gute Nacht.“

Als das Kind des Jungen kalte feuchte Hand in der feinen fühlte, erschraf es, kämpfte aber den Schreck tapfer

hinunter und sagte: „Gute Nacht, Engelhardl, und schlaf auch recht wohl,“ worauf er: „I dank auch schön, und vergelt's Gott“ erwiderte.

Eine Stunde darauf war der Engel gekommen und hatte ihn zur himmlischen Weihnacht geholt.

Hätte man das nun seiner Kleinen Freundin gesagt, sie hätte nicht geweint. Man führte sie aber an seinen Sarg, und wie sie sah, daß der Engelhard so kalt und steif da lag, kam ein großer Schreck über sie, denn sie hatte ja gemeint, er brauche nicht zu sterben und begraben zu werden, er wäre vom Engel geholt worden . . . Und jetzt sah sie ihn so liegen. Sie weinte bitterlich, herzbrechend, denn nun hatte er ja doch vergeblich auf sein Englein gewartet — und sie trug die Schuld!

Gewissensbisse.

Sechs und sieben Jahr alt waren sie, Doktors Jüngste. Ganz früh am Morgen liefen sie in den Garten, nach den Stachelbeeren sehen, und wie freuten sie sich, denn fast reif waren die Beeren. Das mußte der Mutter gesagt werden!

Die Mutter war besorgt, die Kinder könnten von den Beeren gegessen haben; aber ganz grade sahen die beiden Mädels ihr in die Augen und konnten ruhig verneinen.

Nun war aber in den Kindern der Gedanke aufgesprungen, daß man ja wohl etwas von den Beeren versuchen könne. Der Kleineren kam der Gedanke zuerst, und sie teilte ihn flugs der Schwester mit. Die hatte Bedenken und meinte, es sei doch nicht recht, und sicher würden sie zur Strafe krank werden.

Dies alles sagte sie sehr langsam und auch recht unsicher, denn innerlich fühlte sie, daß es ja doch damit enden würde, daß sie sich dem Willen der Jüngeren, aber energischeren Schwester fügen werde. Und die benutzte noch eine List, um die Schwester zu überreden: dem Kleinen fünfjährigen Rutschersohn Abele, dem sollten sie die Freude machen und ihn mit in die Stachelbeeren nehmen.

So zogen sie denn alle drei ganz fröhlich in den Garten. Jedes der Drei machte sich an einen Strauch und jedes aß auf seine Weise. Der Abele futterte drauf los, sah weder rechts noch links, sondern suchte, während er laut schmatzend die Beeren kaute, mit den Augen nach

den nächsten. Angst hatte er gar keine, denn die Mädchen mußten ja aufpassen und sich seiner annehmen, falls Entdeckung drohte. Die Kleine aß auch reife und halbreife Beeren durcheinander, hatte sich aber so gesetzt, daß sie gedeckt war und doch den Weg übersehen und auch die Große beobachten konnte, die sehr vorsichtig nur die reifen Beeren heraussuchen und dabei immer wieder ihre Blicke auf die Gartenpforte richtete. Dieser Platz war ihr von der Kleinen mit den Worten zuerteilt worden: „Du bist die Älteste und mußt uns Zeichen geben, damit wir uns verstecken können.“

Nun konnte die Große sich an den Beeren gar nicht recht freuen, denn sie wußte, falls ihre Unart entdeckt würde, verschwand die Kleine, leugnete alles, und sie würde dann, voller Trotz, sich strafen lassen. Fortzulaufen wagte sie aber nicht; sie stand zu sehr unter dem Einfluß der Kleinen.

Da wurden sie gerufen und liefen alle drei dem Hause zu. Die Mutter fragte: „Wart ihr in den Stachelbeeren?“ und hurtig erwiderte die Kleine: „Nein, Mutti, wir spielten mit Ubele.“ Die Große und der Ubele schwiegen, und Letzterer machte sich schnell aus dem Staube.

Die Mädchen spielten nun bis zum Abend, doch zuletzt gerieten sie in Streit, weil die Große vor dem Abendgebet ihre Schuld der Mutter eingestehen wollte. Dem widersetzte sich die Kleine heftig und drohte: „Dann werd' ichs allen Menschen sagen, daß du immer Angst vor mir hast.“ Eingeschüchtert schwieg die Ältere, während große Tränen über ihre Wangen rannen.

Nach dem Abendgebet lag sie noch lange wach, und in ihrer lebhaften Phantasie sah sie auf den Vorhängen, die das Kinderzimmer vom Bohnzimmer trennten, verzerrte Gesichter, und alle schienen sie ihr Fragen zu schneiden und sie zu verlachen, weil sie so gar keinen Mut hatte

und nie das tat, was sie wollte und für recht hielt, sondern immer das, was die andern verlangten; und sie kam sich so erbärmlich vor und betete: „Lieber Gott, laß mich's doch der Mutter sagen können.“ Dann schlief sie ruhig ein, denn sie meinte, nun werde sie's der Mutter erzählen können.

Jeden Abend wiederholte sich nun diese Kleine Tragödie. Mit dem Winter kamen neue Eindrücke. Am Abend sangen sich die beiden Mädels in den Schlaf; dadurch wurde sie ganz ruhig, und keine häßlichen Gesichter oder Gedanken schreckten sie mehr. Allmählich tauchte das Schuldbewußtsein der Mutter gegenüber nur noch hin und wieder auf, und erst als sie zehn Jahr alt und zum ersten Mal von der Mutter getrennt war, quälten sie wieder die Gedanken, und es schien ihr, als würde Gott sie nun strafen, indem er entweder sie oder die Mutter sterben lassen würde, ohne daß sie ihre Schuld hätte eingestehen können.

Einige Monate vor ihrem elften Geburtstag kam die Mutter, und nun wollte sie es ihr ganz bestimmt sagen, schon aus Dank, weil Gott die Mutter wieder mit ihr vereint hatte, aber die Mutter war kühl wie immer, ja sogar abweisend, und da sank ihr wieder der Mut.

Eines Nachts hatte sie einen Traum, daß der Großvater auf einer Bank im Garten gesessen und noch etwas habe sagen wollen, aber tot hingefallen sei. Sie wachte auf, und nun packte sie eine Angst, sie könne auch so plötzlich sterben, und dann würde sie ja sicher nicht in den Himmel kommen, und in ihrer großen Seelenangst fand sie den Mut, die Mutter anzurufen.

Schüchtern fragte sie: „Mutti, muß man, wenn man schon längst was Schlimmes getan und es bereut und auch den lieben Gott um Verzeihung gebeten hat, muß man es auch den Menschen sagen?“ Worauf die Mutter erwiderte: „Gott will, daß wir uns nicht nur ihm anvertrauen, son-

dern uns überwinden und den Menschen unsere Schuld eingestehen.“

Schweigen . . . dann, nach einigen Minuten, von einem schweren Seufzer begleitet: „Mutti, damals, als wir auf dem Lande lebten, glaubtest du uns, als wir sagten wir hätten keine Beeren gegessen, aber ich sprach die Unwahrheit, ich hatte doch welche gegessen.“

Und voll Bangigkeit wartete sie auf der Mutter Antwort . . . Die kam gar nicht, sondern die Mutter lachte, lachte, weil solch eine Kleinigkeit so ernst genommen wurde.

Ganz leise weinte das Kind nun in sein Kissen hinein: „Lieber, lieber Gott, ich werd's doch immer nur dir allein sagen.“

Erlöse uns von dem Uebel.

Ich war ein ganz junges Ding, als ich von meinem Vater die Erlaubnis erhielt, im Kindergottesdienst mitzuarbeiten. Ich arbeitete an Kindern, die sich erst eben zum Kindergottesdienst gemeldet hatten. Mit großen Augen sahen sie sich in der Kirche um, und als die Orgel das Vorspiel begann, drehten sie sich alle wie auf Kommando um und starrten auf das Orgelchor. Das Singen schien ihnen allen zu gefallen. Als sie später die Geschichte vom guten Hirten hörten, da sah ich, wie es in den Seelen der kleinen Menschen lebendig wurde, und an dem Leuchten der Augen merkte ich, daß ein Licht in der Seele der Kinder aufgegangen war, das hell leuchtete. Als wir später das Lied „Weil ich Jesu Schäflein bin“ sangen, da nickten mir einige Kinder zu. Ich verstand dieses Nicken, es hieß: wir wissen gut, wer die Schäflein und wer der Hirte ist.

Als der Gottesdienst zu Ende war, ging ich mit meiner kleinen Schar noch etwas in den Kirchengarten, wo ich die Kinder nach ihrer Adresse und ihrem Zuhause fragte. Ein kleines, etwa achtjähriges Mädchen war ganz dicht an mich herangerückt. Ich hatte es daraufhin gleich fragen wollen, denn ich meinte, es eile nach Hause, aber es wehrte ganz erschrocken mit den Worten „Bitte zu allerlezt“ ab. Nun saß ich mit dem kleinen Mädchen ganz allein. Es hieß Grete Muser, und der Vater war Arbeiter, die Mutter Wäscherin. Grete war die älteste von fünf Geschwistern und mußte zu Hause hart arbeiten. „Und zu Hause bei

uns ist es schrecklich, weil Vater das Trinken nicht lassen kann; er sagt, der Branntweinteufel habe ihn gepackt, und er komme nicht mehr los von ihm. Mutter schickte mich in den Kinder Gottesdienst, aber Vater darf das nicht wissen, Mutter sagt, er glaube nicht an Gott, er glaube nur an den Branntweinteufel.“ Bei mir stand es fest, noch an demselben Tage zu den Rufers zu gehen, denn da mußte sicher vieles zurechtgerückt werden. Ich begleitete Grete noch ein Stück und eilte dann nach Hause.

Etwas lange war mir doch, als ich am Nachmittag zu den Rufers ging. Mir fiel ein Vers eines Kirchenliedes ein, das mein Vater zu des Baren Geburtstag immer in der Kirche singen ließ: „Und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, so gib den Worten Kraft und Nachdruck ohn' Verdruß.“ Diese Zeilen sagte ich immer wieder still vor mich hin. — Sie wohnten in einem elenden Häuschen, die Rufers. In der Stube sah es aber freundlich und ordentlich aus. Man sah, die Frau hielt auf Ordnung und Sauberkeit trotz der bitteren Armut. Grete strahlte, als sie mich sah, und führte mich zur Mutter. Der Vater war ausgegangen. Die Frau war eines Dorfschulmeisters Tochter und hatte bessere Tage gesehen. Der Mann hatte sich das Trinken angewöhnt und war dadurch so heruntergekommen, daß er seine einträgliche Meisterstelle verloren hatte. Seit der Zeit arbeitete sie auch. Ich sagte der Frau, daß es mir nicht richtig scheine, daß Grete ohne Wissen des Vaters in die Kirche gehe. Während wir noch sprachen, kam der Rufer zurück; die Frau und auch Grete erschrafen. Ich stand auf, ging Rufer entgegen, und sagte ihm, daß ich Lehrerin im Kinder Gottesdienst sei und gerne die drei ältesten Kinder jeden Sonntag in der Kirche haben möchte und später zum Mittag zu meinen Eltern. Er sah mich erstaunt an, dann reichte er mir die Hand: „Lop,

Fräulein, das laß ich gelten, erst die Seele, dann den Leib, die Seele allein, das taugt nicht und hält nicht lange vor.“ Ich verabschiedete mich gleich, und Muser kam mich auf meine Bitte hin begleiten. Wir sprachen über sein Trinken. Er sagte, daß er die Kinder liebe und immer wieder versucht habe, das Trinken schon um ihretwillen zu lassen, „aber“, schloß er, „der Branntweinteufel hat mich gepackt und läßt mich nicht los. Ich bin ein hoffnungsloser Fall, Kleines Fräulein.“ Aus meinem Kinderglauben heraus meinte ich: „Vielleicht tut Gott ein Wunder und macht Sie vom Branntweinteufel frei.“ „Nein, Fräuleinchen, Wunder stehen nur in der Bibel, und an die glaubt heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr.“ Wir trennten uns.

Jeden Sonntag war Grete mit ihren zwei Brüdern in der Kirche und dann bei uns. Sie waren zutunlich und doch bescheiden. Grete hatte immer sehr viel auf dem Herzen. Am meisten quälte es sie, daß der Vater noch immer das Trinken nicht ließ, trotzdem sie den lieben Gott doch abends und morgens bat, dem Vater zu helfen. Grete sagte, der Vater werde bald seine Stelle verlieren, er sei kaum noch nüchtern. Am nächsten Sonntag fehlten die Kinder. Ich ging hin und erfuhr, daß der Vater verboten habe, daß sie zur Kirche gehen, auch zu uns sollten sie nicht mehr kommen. Grete weinte. Ich tröstete sie und versprach ihr eine biblische Geschichte mit Bildern zu bringen. Ich sagte ihr, sie solle nur fleißig und brav sein, der Vater brauche viel Liebe, und beten für ihn könne sie doch auch. Ja, alles wollte sie tun, so von Herzen gern, wenn der Vater dadurch nur wieder „unser lieber Vater“ würde.

Nach einiger Zeit brachte mir Grete das biblische Geschichtenbuch wieder zurück, der Vater erlaube nicht, daß sie es habe, er drohe so oft, wenn sie „das verfluchte

Beten“, sagte er, nicht lassen könnten, würde er sie alle erschlagen; es sei vielleicht überhaupt das Beste. Die Mutter und sie hätten solche Angst und ließen die Kleinen nie mehr mit dem Vater allein. Und dann sagte sie mit solch einem lieben Ausdruck im Gesicht: „Aber ich bete immer ganz still das Vaterunser, und wenn ich bete: „Erlöse uns von dem Übel“, dann meine ich den „Branntweinteufel“. Ich begleitete die Kleine noch eine Strecke, und als wir uns trennen mußten, küßte ich sie. Da schlang sie beide Armchen um meinen Hals und flüsterte: „Nicht wahr, Gott kann helfen?“ Ich nickte nur stumm, dann ging das Kind.

Am Abend klingelte es, und die Magd meldete, daß ein Mann, der stark nach Branntwein rieche, mich sprechen wolle. Etwas unheimlich war mir dieser Besuch des Rufers, denn der mußte es sein. Ich nahm meinen Hund mit ins Vorzimmer. Ja, da stand der Rufer, totenblaß, mit entsetzten Augen. Ich wollte ihm die Hand reichen, aber er versteckte beide Hände auf dem Rücken. „Ich muß mich bei der Polizei melden“, stieß er dann hervor. „Rufers, was haben Sie denn angerichtet? Kommen Sie hier ins Arbeitszimmer meines Vaters und erzählen Sie alles,“ sagte ich. „Ja, ja, Fräuleinchen, deswegen bin ich ja gekommen, alles sollen Sie hören, alles.“ Als wir in meines Vaters Zimmer waren, wollte er sich nicht setzen, aber dann brach er zusammen, fiel auf einen Stuhl, legte die Arme auf den Tisch und schrie plötzlich laut auf: „Ihr Wunder ist geschehen, Fräuleinchen, ein Gotteswunder! Ich bin kein Trinker mehr!“ Er schwieg und atmete schwer. Ich sagte aus tiefster Seele: „Gott sei Dank!“ „So? Meinen Sie wirklich? Ob Sie das auch sagen werden, wenn Sie alles wissen, Fräuleinchen? Ich werde Ihnen aber erst erzählen, wie dies Wunder geschah. Ich

bin seit gestern ohne Arbeit, Sie wissen schon, des Trinkens wegen. Nun trank ich, bis ich nicht mehr konnte, um nur nicht an das Elend, das nun kommen mußte, zu denken. Ich versuchte nach Hause zu gehen, aber blieb auf der Straße liegen. Ich wurde auf die Polizei gebracht.“ — Gott sei Dank, dachte ich, also darum muß er sich dort melden. — „Dort kam heute am Morgen meine Frau mich suchen. Na, daß ich ihr grade keine Schmeicheleien sagte, können Sie sich denken. Zu Hause legte ich mich hin und gab eher keine Ruhe, als bis meine Frau mir selbst das Teufelsgetränk holen ging. Ich schickte die Grete mit dem Buch zu Ihnen. Ich wollte allen so recht weh tun, deshalb schickte ich die Frau und dann die Grete, die sollten sich mal quälen, das machte Freude. Ich war auch neugierig, ob sie mir gehorchen werden, ob sie aus Angst vor mir etwas tun würden, was gegen ihr Gewissen ist. Ja, und dann trank ich. Und drohte, alle tot zu schlagen, und es machte mir Spaß zu sehen, wie sie alle vor mir Angst hatten. Ja, Fräuleinchen, und dann schlief ich ein und wachte erst auf, wie es schon schummrig war. Die Kinder schliefen schon, nur die Grete war wach, und ich hör, sie betet. Galt's Maul! schrie ich, oder ich erschlag Dich! Das Kind ist still, kniet aber weiter.“ Rufer stand auf, reckte sich, wischte sich mit der Hand über die Augen, dann sah er auf seine Hände und schwieg. Dann schrie er wieder auf: „Ach, das Wunder, das Wunder!“

Jetzt blieb er vor mir stehen. „Nun, Fräuleinchen, jetzt werden Sie gleich sehen, ob es ein Gotteswunder ist. — Das Kind kniet also. Ich will es noch mehr erschrecken und spring aus dem Bett. Das Kind zuckt zusammen, aber kniet noch immer ruhig weiter. Da werd ich rasend, ich nehme das Beil und stolpere zum Bett. Das Kind schreit in seinem Schreck sein Gebet: Und erlöse

uns von dem Übel! Ich schrei: Da kann ich Dir dazu helfen und erschlage, ja erschlage mein eigenes Kind. Ja, Fräuleinchen, das war das Gotteswunder!" Dann schrie er mich an: „Ist das nicht ein Teufelswunder?" Und leiser fuhr er fort: „Ich bin neben dem Bett niedergestürzt und habe gefleht: Gretli, sei nicht so still, Gretli bleib am Leben, kein Tropfen soll mehr über meine Lippen von dem Satanstrank! Ich habe mich über ihr blutiges Köpfchen gebeugt, hab ihre kleinen Händchen gefaßt und immer wieder gefleht. Dann sagte ich: Gretli, Du hast Deinen Vater vom Übel erlöst. Schlag noch einmal Deine Augen auf und sieh mich an, sag, daß Du mich liebst. Da fühl ich, wie ihre kleine Hand meine ganz schwach drückt. Dann war es aus. Nun geh ich mich anzeigen; ich hab's meiner Frau aufgeschrieben; sie war Wäsche abliefern gegangen. Fräuleinchen, gehen Sie jetzt hin, helfen Sie ihr.“

Ich saß und hatte nur einen Gedanken: wie ihm helfen, daß er nicht verzweifelt? Ich sagte ihm, daß sein Gretli das Gotteswunder in seinem Leben gewesen sei, das könne man doch daraus sehen, daß es ihn bis zuletzt stark und treu geliebt habe, da es nicht versucht hatte, des Vaters Hand abzuschütteln, sondern sie festgehalten und gedrückt hatte. Da sagte er ganz still, während ihm die Tränen über die Wangen flossen: „Ja, das Gretli war ein Gotteswunder!“ Ich sagte ihm, daß ich in die Hand, in der Gretlis gelegen, noch einen Zettel mit einigen Beilen legen möchte, die ihm helfen könnten das Wunder zu erfassen und nicht zu verzweifeln. Dann schrieb ich ihm den Vers auf:

„Der Herr ist noch und nimmer nicht
 Von seinem Volk geschieden,
 Er bleibet ihre Zuversicht,
 Ihr Segen Heil und Frieden.“

Mit Mutterhänden leitet er
Die Seinen stetig hin und her.
Gebt unsrem Gott die Ehre.“

Er las den Vers durch, dann bat er unter Schluchzen: „Singen Sie das, bitte, zu Gretlis Beerdigung.“ Ich konnte nur nicken, denn mir selbst liefen die Tränen über die Wangen. Als ich ihm die Hand zum Abschied gab, wußte ich, er geht nun, um still seine Strafe auf sich zu nehmen.

Wir hatten Gretli beerdigt. Wie furchtbar es gewesen war, die Mutter an Gretlis Totenbett zu erwarten, davon schweige ich lieber. Der Muser war zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden und nun im Gefängnis, wo er fleißig arbeitete, damit er mehr als seinen Unterhalt verdiene und dies Mehr den Seinen zugute käme. Da mein Vater in der Stadt Seelsorger in den Gefängnissen war, so gehörte Muser mit zu seiner Gemeinde, und wir erfuhren durch meinen Vater nur Erfreuliches über mein Sorgenkind. Musers heißester Wunsch war, freizukommen, um an seinen Kindern wieder gut zu machen, was er gefehlt. Mein Vater hatte sich wiederholt an die betreffenden Instanzen gewandt, aber erst nach drei Jahren gelang es, den Muser den Seinen zurückzuführen. Er war, als er die Tat begangen hatte, ja nicht bei Sinnen gewesen.

Mein Vater hatte schon für Arbeit für den Muser vorgesorgt. Der arbeitete fleißig, saß am Abend bei den Kindern, las ihnen vor und lehrte sie lesen und schreiben. Er sagte mir, daß er sich jeden Tag von neuem darauf freue, nach Hause zu kommen und mit dem Freudengeschrei „Vater, Vater“ begrüßt zu werden.

Es waren zwei Jahre vergangen, da kam der älteste Muserbub mich abzuholen, der Vater sei verunglückt. Untertwegs erzählte er mir, der Vater sei erst ins Hospital

gebracht worden, weil er aber so sehr nach Hause verlangt hätte, habe der Arzt gemeint, er könne ja auch zu Hause sterben. Als ich bei den Rufers eintrat, rief Ruser mir mit schwacher Stimme entgegen: „Jetzt ist das Wunder erst ganz! Sehen Sie“, fuhr er fort, „gestern ging ich an einer Weinhandlung vorbei und dachte: einen guten Wein könntest du dir dazwischen erlauben. Und das hat das Gretli gehört und ihrem lieben Gott gesagt, damit er mich nicht verderben lasse. Da hat er mir heute durch die Maschine den Arm abgerissen, den, mit dem ich mein Gretli erschlagen habe.“ Wie ich wieder zu mir gekommen bin, da mußte ich denken: was war das nur wieder für eine Hilfe von dem da oben? Und dann verstand ich, daß es der Schluß des Wunders war. Der da oben wußte, daß ich leicht hätte wieder schlecht werden können, dem Branntweinteufel in die Neze gegangen wäre. Da nimmt er mich lieber zu sich unter Kontrolle.“ Er schwieg und lag still mit geschlossenen Augen. Plötzlich öffnete er die Augen und fragte: „Er wird mich doch nicht vom Gretli trennen?“ Ich verstand, was er mit dieser Frage sagen wollte, und verneinte. Da ging ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Noch einmal sprach er: „Singen . . . wie bei Gretli . . . Mit Mutterhänden leitet er . . .“ Eine halbe Stunde später war er bei seinem Gretli, wie er es nannte, „unter Kontrolle“.

Drei Weihnachten.

Es war 1897, als mein Vater Pfarrer in einer Gemeinde Südrußlands war. Der Vorgänger meines Vaters, der vierzig Jahre in dieser Gemeinde gelebt, hatte es nicht verstanden, die Leute vor dem Einfluß der russischen Nachbardörfer zu retten, und damit hing es zusammen, daß sich die meisten Bauern dieser Kolonie dem Trunke ergeben hatten. Die Gemeinde war sittlich verkommen, und es waren die schlimmsten Verbrechen begangen worden, weil der Pfarrer sich seines Amtes als Seelenhirt nicht bewußt geworden war. Lotsschlag in der Trunkenheit kam nicht selten vor. Manch einer war wegen Fälschmünzerei nach Sibirien geschickt worden. Neben diesem inneren Schmutz herrschte auch eine unglaubliche äußere Unsauberkeit, so daß es Ausschüßige und Storbutterranke gab. Natürlich standen Kindererziehung und Unterricht auf einer ganz niedrigen Stufe. Von Noah behauptete ein Konfirmand; er hätte am Ende des Dorfes bei der Brücke gelebt, und eine Konfirmandin erzählte, Jesus sei am Flektyphus gestorben. Mein Vater hatte diese Gemeinde übernommen, gerade weil sie so verwahrlost war, um sie durch Liebe und Geduld zu heben. Zweieinhalb Jahre hatte er bereits gegen all das Böse in der Gemeinde gekämpft und gemeinsam mit meiner Mutter viel Elend gelindert.

Es waren schwere Jahre gewesen, denn er hatte gegen einen heftigen Gegner anzukämpfen. Das war der

Rüsterlehrer des Dorfes namens Töterer, der nach dem Tode des alten Pfarrers bis zum Amtsantritt meines Vaters die Gemeinde in schlimmer Weise und mit böser Absicht beeinflusst hatte. Er spielte mit den Leuten Karten, wobei er falsch spielte, sie um ihr Hab und Gut brachte und sie zu seinen Schuldnern machte. Tanzte einer nicht nach seiner Pfeife, so nahm er ihm die ihm verspielten Häuser und Felder. Bei dem im Dorfe herrschenden Aberglauben ist es verständlich, daß es da noch eine Zauberin gab, die den Leuten aus der Bibel weisagte, was Töterer für sich ausnutzte, indem er durch Zahlungen dafür sorgte, daß sie den Leuten das gebot, was er wünschte. Viel Segen hatten meine Eltern der Gemeinde gebracht, und sie wurden von der ganzen Gemeinde geliebt, doch wagte es nur ein kleiner Teil der Leute, dies offen zu zeigen.

Es war kurz vor Weihnachten, und mein Vater hatte, wie jedes Jahr, einen gemischten Chor einstudiert. Zum ersten Mal sollten auch die Schulkinder mitsingen. Am letzten Schultag kam die Tochter unseres Rutschers von der Schule in unsere Küche und verlangte meine Mutter zu sprechen. Sie erzählte sehr aufgeregt, daß der Töterer allen Kindern verboten habe, in der Kirche zu singen und überhaupt in die Kirche zu gehen, da er um die Gottesdienstzeit im Schulhause einen Weihnachtsgottesdienst halten werde. Der Pfarrer könne sich in der leeren Kirche selbst die Orgel spielen, denn von der „großen Gemeinde“ — so hießen Töterers Anhänger — würden alle zu ihm kommen, und er rate es der „kleinen Gemeinde“ auch. Dann sei in der Schule ein Junge aufgestanden und habe gesagt, daß die Kinder, deren Eltern es wünschten, doch zum Pfarrer gehen müßten, und da habe der Töterer den Jungen mit einem Holzseil so geschlagen, daß dessen Hüfte zerschmettert sei. Später kam einer der Kirchenältesten

und meinte, es sehe schlimm aus, denn außer den Städtern und ihm werde wohl niemand zum Gottesdienst kommen; alle fürchteten den Jörn Lötterers. Meine Eltern besuchten den schlimm zugerichteten Jungen und verbanden ihn. Ich habe ihn später nie wieder laufen sehen, er ging immer auf Krücken.

Am Morgen des 24. Dezember schickte meine Mutter meine älteste Schwester und mich in Begleitung unserer Bonne zur Stadt, wobei sie uns einschärfte, nicht zu verraten, zu wem wir führen. Es war eine herrliche Fahrt, wir flogen nur so durch die Steppe, und die Schlittenglocken klangen fröhlich und weihnachtlich. Meine Schwester ließ zuerst zur Baronesse Elsner, der Leiterin des Progymnasiums, dann zu Baron Wolff fahren, die beide zum Abend aufgefördert wurden, und von dort fuhrten wir zum Chef der Gendarmerie Schukoff. Er erhielt genau solch einen Brief wie die anderen. Dann fuhrten wir sofort zurück, um nicht von einem Schneesturm überrascht zu werden, der zu drohen schien. Zwei Stunden nach unserer Ankunft herrschte im Dorfe große Aufregung, denn ein berittener Gendarm sprengte die Dorfstraße entlang und bog dann zum Hause Lötterers ein. Bald darauf fuhr der Lötterer in Begleitung des Gendarmen zur Stadt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durchs ganze Dorf: der Lötterer sei zur Stadt abgeholt worden, alle könnten zum Pfarrer in die Kirche gehen. Damals habe ich meiner Mutter Augen hell aufleuchten sehen, und mit diesen Weihnachtsaugen ging sie in meines Vaters Studierstube, und wir hörten sie sagen: „Heinrich, ich muß dir schon jetzt dein Weihnachtsgeschenk geben!“ Das klang wie ein Zauchzen. Und dann erzählte sie ihm, daß sie die Städter gebeten habe, ganz bestimmt zu kommen, da man vielleicht Zeugen brauchen werde. Dem Gendarme-

riecheſ habe ſie von Töterer's Treiben berichtet, und dieſer ſei nun zur Stadt abberufen worden. Später kamen die Städter, und wir gingen alle in die feſtlich erleuchtete Kirche, die brechend voll war. Baron Wolff hatte alle ſeine lutheriſchen Soldaten mitgebracht, Deutſche, Eſten und Letten. Mein Vater hatte unſer Harmonium in die Kirche tragen und vor dem Altar aufſtellen laſſen. Während deſ Gottesdienſtes ſpielte er ſelbſt daſ Harmonium. Der Chor hatte ſich um daſ Harmonium gruppiert. Auch ich gehörte zum Chor und durfte trotz meiner ſieben Jahre ſchon im Alt mitſingen. Wir Pfarrmädel waren etwas ſtark erregt und fürchteten für den Vater, da auf ihn vor eirigen Wochen ſchon geſchoſſen worden war. Wir ſahen zur Mutter hinüber, die keinerlei Unruhe, nur Weihnachtsfreude zeigte. Da wurden wir auch ganz weihnachtsfroh. Mein Vater ſprach ein ſo wundervolles Weihnachtsgebet, daſ er mit dem Verſe ſeines Liedes ſchloß:

„Kindeſdemut und beſcher,
Lieb und Einigkeit gewähr;
Nimm die Zwiſetracht überall,
In und unter unſ zumal . . .“

Da brauſte die Orgel, und vom Orgelchor herab klang eſ: „Boſſe, Zarja ſrani!“ *) Mein Vater wandte ſich zur Gemeinde, und auf ſeinem Geſicht kämpften Schmerz und Jorn. Dann ging ein helles Leuchten darüber, und ſeine Augen ſtrahlten unſ alle ſo voll Liebe und Zuverſicht an, daſ man die Leute ſagen hörte: „Seht nur, unſer Pfarr!“ Als eben die lezten Klänge verhallten, ging mein Vater ruhig zum Harmonium, und gleich darauf klang ſeine Stimme machtvoll vertrauend, faſt jauchzend: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott, Ein gute Wehr

*) „Gott, ſei deſ Zaren Schutz“ — die ruſſiſche Nationalhymne.

und Waffen.“ Wie ein Mann stand die ganze Gemeinde auf, und ich werde wohl nie vergessen, welch ein starkes Gefühl es gibt, wenn so eine ganze Gemeinde triumphiert: „Und wenn die Welt voll Teufel wär . . .“ Der Lötterer, der aus der Stadt zu früh entkommen war, fuhr wohl wieder mit der russischen Nationalhymne herein, aber wir alle hörten nichts davon, wir erlebten zu sehr unser Schutz- und Trutzlied.

Die Zeugen waren späterhin sehr wichtig, da der Lötterer meinen Vater dafür anzeigte, daß er nicht erlaubt hätte, die Nationalhymne in der Kirche zu singen.

* *

Weihnachten vor Ausbruch des japanischen Krieges hatte mein Vater, der damals in Petersburg Gefängnis-prediger war, die Gefängnisverwaltung gebeten, den lutherischen Gefangenen aller Nationalitäten einen Weihnachtsgottesdienst mit brennenden Bäumen halten zu dürfen. Zwei Jahre hintereinander war sein Gesuch abschlägig beschieden worden. Ich wußte, wie er seine Gefangenen und Irren — er bediente auch die Irrenanstalten — liebte, und wie weh es ihm tat, den Gefangenen keine frohe Weihnachtstimmung schenken zu können. Nun, im dritten Jahre, traf auf nochmalige Bitte hin einen Tag vor Weihnachten eine zustimmende Antwort ein. Das größte Weihnachtsgeschenk machte mir mein Vater damit, daß er mir erlaubte, ihn ins Gefängnis zu begleiten. Auf dem Markte vor dem Gefängnis erstanden wir zwei gleichmannshohe Weihnachtsbäume und außerdem Tannenzweige, und dann durfte ich viele Päckchen Dichte kaufen. Es war uns nicht erlaubt den Gefangenen etwas zu schenken, nicht einmal Pfefferkuchen oder ein Büchlein. Während ich die

Kleine düstere Kirche schmückte und die Bäume mit Lichtern besteckte, schlug mein Vater die verschiedenen Aenden auf, denn er wollte einem jeden das Weihnachtsevangeliem in seiner Sprache lesen. Es waren auch finnische, estnische und lettische Gesangbücher da, nach denen man die Niederzettel aufschreiben mußte.

Als dem Wächter gemeldet wurde, daß die Gefangenen kommen dürften, war ich sehr aufgeregt, wie die Gefangenen diese Feier wohl aufnehmen würden. Hinter mir die strahlenden Lichterbäume, die den Verbrechern von der Liebe Gottes sprechen sollten, vor mir eine Schar Sträflinge, die widerwillig sich zur Kirche treiben ließ. Ich sah meinen Vater traurig und enttäuscht an, da setzte er sich an das Harmonium und spielte „Stille Nacht, heilige Nacht“; leise und lockend tönten die Klänge den düsteren Gang entlang. Eine Unruhe ging durch die Männer, dann ordneten sie sich paarweise und schritten der Kirche zu. Beschreiben läßt sich das nicht, was ich damals schauen durfte; ich will versuchen ein kleines Bild davon zu geben. Die Männer näherten sich der Kirchentür, und nun hatten die ersten die Bäume erblickt, stutzten, und dann kamen sie zögernd die Stufen herab, und wie einer an mir vorbei ging, da sah ich, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen rannen. Nun waren alle Männer in ihren Bänken. Fast alle knieten nieder, viele hörte man schluchzen. Wer das nicht erlebt hat, weiß nicht, was es heißt, wenn so ein fahlgeschorener Mensch in Sträflingskleider niederkniet, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, und aufschluchzt vor Scham, Weh und Sehnsucht...

Die Frauen kamen. Sie wurden vom Wächter bereits im Gang wegen lauten Schwagens berufen. Sie kamen herein; nichts von Ergriffenheit, sie lachten und schienen Glossen zu machen; jedenfalls mußte der Wächter

sie immer wieder zur Ruhe ermahnen. Ich war damals noch ein Schulmädchen, aber ich empfand es schwer, daß die Frau, wenn sie verkommt, seelisch tiefer sinkt als der Mann. Die Frauen sangen kaum mit. Aber die Männer! Immer wieder mußte ich mich fragen: „Ja, können denn Gefangene so weihnachtsfroh singen?“ Ich konnte ganz genau erkennen, wo Letten, Esten, Deutsche und Finnen saßen, denn die Gesichter wurden so gespannt, wenn mein Vater das Weihnachtsevangelium in der Sprache eines dieser Völker las. So mancher faltete unwillkürlich die Hände. Als mein Vater dann niederkniete und als Schlußgebet das Sündenbekenntnis sprach, da knieten alle nieder, und da strömten auch mir die Tränen über die Wangen.

Als wir nach Hause fuhren, quälte mich der Gedanke: „Wollten die Frauen nicht Weihnachten feiern, oder konnten sie es nicht mehr?“ Mein Vater meinte, die meisten konnten es nicht mehr.

*
*
*

Hunger und Elend — und Weihnachten! Infolge der Bolschewistenherrschaft waren wir alle zu Bettlern geworden. Vier Glieder unserer Familie waren bereits verhungert. Meine drei kleinen Kinder und ich hatten kaum das tägliche Brot, obgleich ich Tag und Nacht arbeitete. Mein Mann war an der Front verschollen. Unser Weihnachtsbaum war ein Tannenzweiglein mit vier Lichtchen. Wir hatten jeden Nachmittag Adventslieder gesungen und waren in froher Weihnachtsstimmung. Und nun, wo das Fest da war, da fehlte es mir doch an Kraft, froh zu sein. Am Morgen des 24. Dezember fragte mich mein fünfjähriges Töchterlein, ob wir denn keine Pfefferkuchen hätten und auch keine baden würden. Da erzählte ich den Kindern, daß ich am Abend mit ihnen zur Kirche gehen würde

und wir uns alle dort an den Bäumen recht freuen wollten; und später, zu Hause, würde ich ihnen viele schöne Weihnachtsgeschichten erzählen. Meine beiden Großen freuten sich, daß sie mit ihren sechs und fünf Jahren im Kinderchor mitsingen durften. Die zweijährige Sängste nahm ich mit auf das Orgelchor, wo ich den gemischten Chor der Erwachsenen leitete, während die Pfarrerin im Altarraum beim Kinderchor war. Ich fürchtete die ganze Zeit, daß ich die Kraft verlieren und in Tränen ausbrechen würde. Da jubelte meine Kleine durch die ganze Kirche: „Lichte, viele, viele Lichte!“ Die Bäume waren angezündet worden, und nun sah ich Weihnachtsfreude in meines Kindes Augen erstrahlen. In einem Augenblick war mir all unser Elend verblaßt, und ich wußte, ich würde jetzt auch aus frohem Herzen hinausjubeln können: „O du fröhliche.“

Da setzte der Posaunenchor ein: „O du fröhliche“ ... Ein herzerreißender Schrei klang durch die Kirche. Ich erkannte meines Jungen Stimme und wollte hinuntereilen, — aber da stand mein Chor, ich mußte gleich einsehen, durfte meinen Posten nicht verlassen, und unten war mein Bub aus den Reihen der Kinder getreten, hatte seinen Blondkopf auf die Kniebank des Altars gelegt und schluchzte herzbrechend. Der junge Pfarrer war mir ein lieber Freund, er kam aus der Sakristei und trug meinen Buben dorthin. Als er später zum Altar schritt, führte er erst den Kleinen zum Schwesterchen. Da standen die zwei Menschlein und sangen mit den anderen so tapfer ihre Lieder.

Als ich oben meine Pflicht getan, eilte ich hinunter. Nach Schluß des Gottesdienstes erfuhr ich dann, daß meinen Buben der Bläserchor an frühere Weihnachten erinnert hatte, wo der Vater unterm Weihnachtsbaum auf seinem Horn „O du fröhliche“ geblasen hatte.

Hinterm Fenster.

Dem Hunger war sie mit ihren drei Kindern entflohen, dem furchtbaren Hunger, dem schon so viele ihrer Verwandten erlegen waren. Sie hatte gegen diesen Feind gekämpft, aber er war immer hartnäckiger geworden. Da war sie mit den drei Kleinen eines Tages geflohen, der alten Heimat zu, die deutsch gebunden war und in der es keinen Hunger und keine nächtlichen Hausdurchsuchungen von bolschewistischer Seite gab.

Moskau. Deutsche Offiziere wiesen ihr ein Zimmer an und sorgten voller Mitleid für die ausgehungerten Kinder.

„Mama, sieh, wie viel Brot es noch auf der Welt gibt!“ Und die Mutter und ihr siebenjähriger Ältester starrten die Brotberge an, die auf dem Markt aufgebaut waren. Fast sieben Monate lang hatten sie kein Brot mehr gegessen; auf ihre Brotkarten nur ein Achtel Pfund *) Ganzkorn pro Kopf für eine Woche erhalten.

Von Moskau ging es dann weiter nach Wall. Da kamen sie in der Nacht an. Das ganze Bahnhofsgebäude war voller deutscher Soldaten, die nach Riga abführen, wohl Urlauber. Es war lautes Volk, das den Kindern keinen Platz einräumte. So schliefen sie auf der schmutzigen Diele. Bald nach Mitternacht kam ein neuer Trupp Soldaten an. Ein blutjunger Bursche unter ihnen. Er sah

*) Das russische Pfund hat nur 400 Gramm.

die junge Mutter, die auf dem Fußboden saß, und die kranken, ausgehungerten Kinder, deren Köpfe auf dem Schoße der Mutter ruhten.

„Den Tisch frei“ kommandierte er. Verdutzt zogen die Leute ihre Arme von dem einen der schmalen Tische. Dann hob er die drei Kleinen auf den Tisch, und die deutschen Männer verstanden ihren jungen Kameraden und bildeten nun mit ihren Armen eine Schutzwehr, um die Kinder vor dem Herabfallen zu bewahren.

Am frühen Morgen ging es dann weiter nach Rebal und von da auf das kleine Landgut.

Hier gab es keine bolschewistischen Kommissare, die alle Kartoffeln, alles Getreide und Gemüse beschlagnahmten, um es in Scheuern zu sammeln, in denen es dann elendiglich verfaulte. Hier konnte man sich satt essen.

Nach einer Woche waren die Geflüchteten nicht wieder zu erkennen, Ruhe und gutes Essen, das freundliche Sorgen der estnischen Diensthofen hatten den Kindern und ihrer jungen Mutter neue Kraft gegeben.

Sie ging abends ruhig allein zur drei Kilometer entfernten Station nach der Post. Es war wieder solch herrliches Gefühl der Sicherheit hier im Lande, anders als vor etwa einem Jahr, wo auch hier bolschewistischer Terror geherrscht hatte.

Aber bald kamen wieder bittere schwere Tage. Deutschland war zusammengebrochen. Die deutschen Soldaten verließen das baltische Land.

In der Nähe des Hauses führte die große Landstraße vorbei. Da sah man die Deutschen nach Rebal ziehen, in langen Kolonnen. Sie waren alle guter Dinge. Vor großer Freude über ihr Heimwärtsziehen vergaßen sie, daß sie nicht als Sieger heimkehrten, und daß ihr Fortgehen wohl den Untergang ihrer baltischen Brüder bedeutete.

Dann kamen Tage, an denen hochbepackte Möbelwagen und Wagen, mit allerlei Proviant beladen, nach Rebal fuhren.

Die Mutter stand mit ihrem Jungen am Fenster.

„Was sind das für Wagen, Mama?“

„Alles flieht vom Lande und zieht nach Rebal, die Bolschewisten kommen wohl bald her, aber Doktors bleiben hier und auch wir.“

„Tun sie uns nichts?“

„Wir sind in Gottes Hand, mein Junge.“

Dann wurde es immer einsamer um sie. Von allen Nachbargütern war man nach Rebal gezogen. Am Abend ging man nun lieber nicht mehr aus, aber am Tage machten Mutter und Kinder ruhig schöne Spaziergänge oder sie fuhren auch öfters einige benachbarte estnische Gefindewirte *) besuchen.

Einmal fuhren sie ins Küsterat. Die alte Mutter des Küsters war etwas verlegen und bat, sie noch einen Augenblick zu entschuldigen. Der Küster kam bald und erzählte, die Mutter habe alle wertvollen Sachen in die Badewanne gelegt, ein Grab gegraben und versenke den Schatz. Sie hofften, daß es bald Schnee geben und der Hügel dann niemandem auffallen werde.

Das sah schon nach ernster Gefahr aus; und etwas besorgt fuhr die Mutter mit ihren Kindern heim.

Am nächsten Tage erzählten die Leute, daß der Pastor seine Familie nach Rebal geschickt habe und selbst geflohen sei, man wisse nicht, wohin.

„Aber er ist doch ein Este, da hat er ja nichts zu fürchten,“ hatte die junge Frau der alten Köchin gesagt.

„Er hat doch auch zur deutschen Zeit für Kaiser Wilhelm gebetet.“

*) Besitzer eines Bauernhofes.

Bald hörte man, daß die Bolschewisten schon recht nah wären. Die Leute rieten ihrer jungen Herrin, sich im Walde zu verstecken. Aber das kam ihr so unehrenhaft vor.

Zwei Tage vor Weihnachten war es, da kam der alte Milchmann und erzählte, die Bolschewisten seien knapp zehn Werst vom Gut entfernt. Nun wurde es ernst. Sie ließ anspannen und packte mit Hilfe der Leute die wertvollsten Sachen zusammen. Dann brachte sie die Kinder ins Küstlerat.

„Die Kinder laß ich bei Ihnen. Es sind Ihre Verwandten, die Eltern sind an der Grippe gestorben. Ich komme erst wieder, wenn meine Anwesenheit keine Gefahr mehr für die Kinder bedeutet.“

So blieben die drei Kleinen bei den braven Küstlerleuten.

Zu Hause waren die Leute sehr aufgeregt. Es waren russische Soldaten dagewesen und hatten nach der Herrschaft gefragt. Die alte Köchin hatte erklärt, die Frau sei mit den Kindern nach Reval oder Weissenstein gefahren. Sie hätte noch nicht genau gewußt, welche Richtung sie nehmen würde.

Einige der Diensthboten waren geflohen. Der Gärtner, ein zuverlässiger Mann, kam die Frau bitten, sich noch zu retten.

Bald kam ein junger Bursche in die Gärtnerswohnung, setzte sich zum Gärtner, und während sie beide aus kurzen Pfeifen unmögliches Kraut rauchten, flocht der Gärtner an einem Korb.

Der Bursche fragte ganz beiläufig nach der Herrschaft. Er erhielt dieselbe Antwort, die schon am Morgen von der Köchin erteilt worden war. Wieder saßen sie schweigend beieinander. Auch dem Burschen war wenig

herauszubringen. Der Gärtner ging ins Gutshaus hinüber, der Bursche folgte ihm. Er meinte, da gebe es wohl besseres Essen als sonst irgendwo. Die Köchin erschrak, wie sie den Burschen sah, aber sie trug auf, was sie gerade Eßbares hatte. Der Gärtner mußte mithalten, obwohl er sich weigerte. Dann ging der Bursche durch das ganze Haus und beschloß schließlich, unten in einer der Mägdekammern zu schlafen. Aus dem Kabinett hatte er sich einen Dolch und ein Gewehr genommen. Am anderen Tage war er verschwunden.

* * *

Sternengeflimmer am kaltblauen Himmel, darunter weite Schneeflächen, die nur hie und da von dunklem Fichtenwald unterbrochen werden, oder durch manch ein einsames Gehöft, um das gespenstisch blätterlose Bäume stehen. Auf einer kleinen Anhöhe leuchtet Licht durch hohe Fenster. Ihm streben viele breite Bauernschlitten zu, in denen dicht ver mummt in Pelze und mächtige Umschlagtücher estnische Bauernfrauen sitzen. Die Männer in kurzen, pelzgefütterten Zopfern, mit ihren „Luisumützen“ *), die tief in die Stirn gedrückt sind, strecken das rechte Bein unter der schützenden Schlittendecke vor, um bei etwaigem Schleudern oder scharfem Wege dem Schlitten das Gleichgewicht zu erhalten. Sie fahren alle schweigend dem Lichte zu. Man hört nur das Knirschen der Kufen auf dem frostharten Schnee. Die Schlitten fahren oft an Fußgängern vorbei. Diese gehen langsam, bedächtig, wie Leute, die nichts zu versäumen haben. Die Leute müssen alle durch den kleinen Flecken. Überall aus den Höfen zwingen sich

*) Pelzmütze mit Ohrenklappen.

Sunde unter den verschlossenen Toren durch und Klaffen böse und feindlich in die Stille der Winternacht. Auf der Anhöhe, hart an der Straße, erhebt sich ein mächtiger weißer Bau aus estländischem Kalkstein. Es ist die neue Kirche, die das alte Kirchlein verdrängt hat. Hier, zwischen Pforte und Kirche, stehen die Männer in Gruppen beisammen und reden in eindringlichem Flüsterton miteinander.

Nun erklingen die Glocken. Stille tritt ein, und alles drängt sich in die Kirche. Wegen der unruhigen Zeit läßt man die Pferde und Schlitten nur noch bewacht vor der Kirche.

Jetzt singen sie drinnen: „Fröhlich soll mein Herz springen...“ in estnischer Sprache, etwas plärrend und näselnd.

Vor dem Altar steht ein Pult, von dem aus spricht der Küster, denn der estnische Pfarrer ist ja geflohen. Der Küster hat die Weihnachtsgeschichte gelesen. Er spricht zu den Leuten, unter denen er schon über dreißig Jahre gelebt, von den schweren Zeiten, die wieder kommen können, von der Schutzlosigkeit des Landes und der Leute den Unmenschen gegenüber, die nicht an Gott glauben wollen.

Ein kalter Lufthauch dringt in die Kirche, die Tür klappert laut zu. Ein Erschrecken zuckt über des Küsters Gesicht. Die Leute sehen es, und viele der Weiber und Männer drehen sich um.

Da steht ein junger Mensch am Eingang, mitten im Gang. Er ist halb soldatisch, halb bäurisch gekleidet. Über seine Schulter droht der Lauf eines Gewehres.

Wie der Küster ruhig weiter spricht, werden auch die Leute ruhig, wenigstens äußerlich. Er spricht vom Frieden, der auf die Erde gekommen und den ein jeder Mensch in seinem Herzen haben könne, denn Frieden und Liebe schenke Gott jedem Menschen, man müsse diese schönen Gottesgaben

nur ergreifen, dann könne man auch Verfolgung ertragen und sogar seinen Feinden verzeihen.

Die alten Weihnachtslieder sind verklungen. Die Bauern und Arbeiter, die den Mut gehabt haben zur Kirche zu kommen, haben sich erhoben. Aber da steht mitten im Gang noch immer der fremde Bursche. Nun geht er durch die Kirche bis zum Altarraum, wo der Küster noch steht und dem Verlöschen der Lichter an den mächtigen Tannenbäumen zusieht. Die Leute erwarten nun einen Mord in der Kirche, aber der Küster geht mit dem Fremden in die Sakristei. Wie die Leute draußen vor der Kirche noch miteinander über den sonderbaren Kirchengast, der nicht einmal die Mütze abgenommen hatte, Vermutungen austauschen, sehen sie ihn mit dem Küster kommen. Der Küster geht voran, und hinter ihm der Fremde.

„Festgenommen ist der Herr Küster,“ sagt langsam und schwer einer der Bauern.

Still begleiten sie ihn mit den Blicken, dann fahren und gehen sie schweigend heimwärts, wie sie gekommen sind.

Auch der Küster und sein Begleiter schreiten schweigend durch den knirschenden Schnee. Plötzlich springt der Fremde über den Graben und geht querfeldein den nächsten Weg zum Friedhof zu.

„Dann nicht,“ sagt Herr Zürgens, der Küster, und eilt mit mächtigen Schritten dem Küsterat zu, wo die kleinen Gäste wohl schon sehnsüchtig auf „Onkel Heinz“ warten, denn er soll ihnen ja ihren Christbaum anzünden.

Nun ist er plötzlich „Onkel Heinz“ für die Gutskinder geworden, er, der schlichte Küster. Er lächelt vor sich hin.

Etwas eine Stunde danach brannte ein schöner Lichterbaum im Saal des Küsterats. Die Zweige des Baumes

hingen tief hinunter und verdeckten fast die drei kleinen Kinder, die hier ohne ihre Mutter Weihnachten feiern mußten. Als die Kinder zuerst unterm Baum gestanden und der Küster „Stille Nacht“ gespielt hatte, war der Junge fortgelaufen ins Schlafzimmer. Da hatte er seinen Blondkopf in die Kissen gepreßt und nur immer wieder das eine Wort gestammelt: „Mama, Mama!“ Dann war das fünfjährige Schwesterchen gekommen, und wie er sie rufen hörte, lief er ihr entgegen, damit sie sich in den dunklen Stuben nicht fürchten solle. Hand in Hand waren sie dann in den Saal zurückgegangen, wo das kleine zweijährige Schwesterlein unterm Baum saß und eine kleine Puppentwiege schaukelte.

„Scharu fingen!“ kommandierte sie, als die zwei Großen in ihren Gesichtskreis traten.

„Sie meint: Schlaf in himmlischer Ruh!“ erklärte der Bruder.

Während sie alle fangen, laufchte der Junge zum Fenster hin, schlich sich dann zum Küster und legte seine kleine Zungenhand in die arbeitsiharte des schlichten Mannes.

„Du, Onkel Heinz, da krabbelt was am Fenster, ich glaube, das ist unsere Mammi. Darf ich nachsehen?“

„Nein, Kurtel, lieber nicht. Spiel recht schön und froh, dann freut sich deine Mammi.“

Still ging der Junge zu den Schwestern. Sie spielten eifrig miteinander. Aber immer wieder sah der Bub zum Fenster hin und nickte dann dem Küster vertraulich zu.

Im Garten hinter den Saalfenster ging aber schon lange der fremde Bursche auf und ab. Immer wieder spähte er hinein, schüttelte den Kopf und pendelte wieder vor der Rückfront des Hauses hin und her. Und wieder trat er ans Fenster und starrte wie gebannt auf die Kinder.

Er stand und hielt sich am Sims, um besser sehen zu können. Seine Rippen bewegten sich.

„No, mis on seal näha?“ *) ertönte es da neben ihm. Ein älterer Mann, ähnlich wie der junge Bursche gekleidet, steht wie aus der Erde gewachsen neben ihm.

„Das Sterlnamoisa proua on siin?“ **)

„Die suche ich auch, aber obgleich ich seit einer Stunde mir hier meine Füße fast abfriere, sehe ich sie nicht. Mit den Leuten habe ich auch schon gesprochen, aber sie ist nicht da. — Aber, Genosse, sag mir doch: wo kann man hier übernachten? Ich hab den Befehl, die Frau zu suchen, aber, zum Teufel, schlafen will man auch, namentlich wenn man so jung ist wie ich.“

„Woher kommst du denn Jungherr, daß du Estnisch und Russisch durcheinander sprichst?“ höhnte der ältere.

„Bin von Gatschina hergetrieben worden, zum Teufel. Es war kalt, und gehungert haben wir.“

„Nun, Junghen, dann komm nur mit mir. Wir sind da so an fünzig Mann auf einem Gut eingezogen. Da kannst du, zum Teufel, auch gut schlafen, und zu essen bekommst du, so viel du willst.“

Sie waren schon an der Gartenpforte, da sagte der Bursche, er habe seine Pfeife wohl dort unterm Fenster verloren. Er eilt zurück und wirft schnell noch einen Blick in die Stube.

Paffend holte der Bursche seinen Genossen ein. Zehn Berst wanderten sie die Landstraße entlang, die zwischen verschneiten Wiesen, Feldern und Wäldern herführte, dann ging es an einigen Wirtschaftsgebäuden vorbei zum Schloß hin. Sie gingen zum Rükeneingang.

*) Nun, was ist da zu sehen?

**) Ist die Gutsfrau aus Sterlina hier?

Die alte Wirtin dirigierte da einen ganzen Stab von Küchenmägden. Oben im Schloß sah es wüß aus. In den Sesseln räfelten sich schmutzige Gesellen. Sie tranken von dem geflohenen Grafen Weinen; wem die Weine nicht bekamen, der gab sie gleich hier wieder von sich auf Teppiche und Parkettfußböden.

Die Wirtin hatte ein Festmahl herrichten lassen, und den Speisen wurde tüchtig zugesprochen. Der junge Bursche wankte bald aus dem Zimmer, aber kaum war er draußen auf der Treppe, als er sie auch schon in wenigen Säßen hinabsprang. Unten stand die alte Wirtin, Frau Johanson. Der junge Bursche flüsterte der erschrockenen Frau etwas zu.

„Herr Gott, erbarm dich!“ rief Frau Johanson und öffnete die Thür in ihre eigene Stube. Der Bursche ging ans Fenster und schloß den Fensterladen, dann die Thür, dann riß er die Mütze vom Kopf.

„Seit fast fünfszig Stunden habe ich sie nicht abnehmen können. Lassen sie mich gleich hier schlafen, ich bin totmüde.“

„Wo sind ihre Kinder, gnädige Frau?“

„Bei Jürgensens. Ich stand hinterm Fenster, als sie Weihnachten feierten. Ach, Frau Johanson, es ist oft hart, eine gute Mutter zu sein. Gott gebe, daß die Trennung nicht zu lange währt!“

Die nächsten Tage trieb sich der junge Bursch in den Ställen umher, und wenn es dunkelte, fuhr er immer in den Flecken, die Post abholen, und im Gemeindehaus nach etwaigen Befehlen fragen. Dem Gemeindehaus gegenüber lag das Küsterat.

Das Pferd wartete geduldig vor dem Gemeindehaus, während sich der junge Bursche hinter das Küsterat schlich. Da stand er dann hinter dem Fenster des Saales. Einige

Lichtlein brannten an den Zweigen des Christbaums, und unter ihm haschten sich laut jauchzend die Kleinen Mädchen, während der Junge bäuchlings auf dem Bärenfell lag und las.

Tränen rannen dem Burschen über die Wangen.
„Schenk uns deiner Liebe Kraft!“ betete er leise.

Zwei Gräber.

Russische Geheimagenten hatten den Haß geschürt, den Haß gegen alles Deutsche. In den Städten zogen Halb-
wüchslinge und Weiber schreiend und zerstörend durch die
Straßen. Aus Estland, Livland und Kurland waren viele
Familien nach Deutschland geflüchtet, aber wer ein Amt
bekleidete, blieb auf seinem Posten. So die Pastore und
Ärzte auf dem Lande, die Oberförster, Förster und Guts-
verwalter. Sie waren ihres Lebens nicht sicher, das
wußten sie.

Einen besonderen Haß hatten die Leute auf die Pastore
und Forstbeamten, denn gegen die ersteren wurden sie mehr
als gegen andere Deutsche gehetzt, und auf die letzteren hatten
sie einen Zorn aufgedeckt Wald- und Wildfrevels
wegen.

Einer der alten herrlichen Forste Livlands war dem
alten Förster Hansen unterstellt. Er war ein älterer Mann,
der erst seit etwa zwanzig Jahren verheiratet war. Fünf
Jahre war die Ehe kinderlos gewesen. Dann war ein Sohn
geboren, der auch das einzige Kind geblieben war. Ihre
ganze Seele hatte die Mutter dem Kinde in dem innigen
Zusammenleben gegeben, das sie führten, und des Vaters
Unerblichkeit und Gradheit lebte im Sohn. Zuerst hatte
ihn die Mutter allein unterrichtet, dann hatte der Vater
ihn in den Wald genommen und ihn gelehrt, aus Gottes

reicher und schöner Natur zu lernen. Später war ein junger Hauslehrer dem Jungen ein lieber Freund geworden.

Der war nun zu den Weihnachtsferien nach Hause gefahren.

In den Städten hatte sich ein Selbstschutz gebildet, der junge Leute auch aufs Land hinausjagte. Aber Hans wollte keine Selbstschützer haben. Er habe keine Feinde, im Gegenteil, die landsche Bevölkerung liebe ihn, und seine Unterbeamten seien alles verlässliche Leute.

Das Jahr 1906 war gekommen, und in seiner Gefolgschaft Sorge und Not, Sengen und Brennen, Meuchelmord und Verrat. Aber bei Hansens war man ruhig, ja sie hatten die Forstei denen, die verfolgt wurden, als Asyl angeboten.

Es war in den klarfrostilligen Januartagen, als der Buschwächter Jaan ins Forsthaus kam und, nachdem er lange an seiner mattglimmenden Pfeife gesogen, besorgt erzählte, daß im Krug Leute aus der Stadt angekommen seien, die jedem, der nur wollte, Freibier und Schnaps gegeben hätten. Nun berate man, wo es am meisten von den „Herren“ zu holen gebe. Jemand habe gemerkt, daß die Herrschaft vom Gut in die Stadt geflüchtet sei, daß nur einige Diensthöten zum Schutz der Sachen und des Viehs zurückgeblieben.

„Teufel auch, heute nacht werden sie ein frohes Fest der Freiheit im Schloße feiern. Da kann man nichts retten für die Herrschaft.“

Jaan war fortgefahren.

„Gerhard, das war eine Warnung vom alten Jaan. Wir müssen nun wohl auch auf einen Überfall gefaßt sein.“

„Nein, Irma, er wollte nur, daß wir später, wenn die

Ordnung wieder hergestellt ist, Baron Kropp sagen, Jaan hätte sich anständig benommen. Gerade sein Kommen zeigt mir, daß der Aufruhr im Sterben ist, und die Vorsichtigen schon das Später bedenken.“

Das war am Tage gewesen. Am Abend, als die kleine Familie noch beim Tee zusammensaß, hörten sie müßtes Schreien und Gröhlen. Frau Hansen sah mit erschreckten Augen von ihrem jungen Sohne zu ihrem Mann.

Da klopfte es auch schon, und das Mädchen kam voller Angst fragen, ob sie öffnen solle. Hansen stand auf, ging in sein Arbeitszimmer, steckte einen Revolver zu sich und ging, um selber zu öffnen.

Der Pferdeknecht von der Poststation stand breitbeinig vor der Tür. Er roch nach Schnaps und konnte kaum auf den Füßen stehen.

„Förster, gib uns ein Papier, daß der Wald uns gehört. Was brauchen die Deutschen den Wald?!“ schrie er in Wut.

„Freunde, führt den Posthindrik fort, er muß sich ordentlich ausschlafen, sonst kann er morgen nicht seinen Dienst verrichten.“

„Was Dienst! Es gibt keinen Dienst mehr! Verstanden, Förster?“

Und drohend trat Hindrik auf den Förster zu.

„Wir sind jetzt die Herren, wir haben hier zu befehlen, wir, und nicht ihr Teufelsdeutschen. Männer, einen Sack her! Es ist eins, ob wir den Pastor oder Förster in den Sack stecken.“

Hansen richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf.

„Hier bin ich, Leute, nehmt mich, aber Männer seid ihr nicht. Ihr überfallt einen Wehrlosen.“

Bögern. Aber dann rief Hindrik: „Drauf! Paddt

ihn! Er gönnt euch nicht den Wald, der verfluchte Teufels-deutsche!"

Da sprangen einige junge Burschen vor, die auch betrunken waren, und packten den Förster.

„Gindrit, laß das! Verbieth es ihnen, ihr werdet für eure Untat schwer gestraft werden. Die Regierung wird euch schon finden,“ erklang da ruhig Frau Hansens Stimme.

„Was Regierung! Wir sind hier die Regierung!“

„Gert! Wir müssen mit dem Vater gehen. Vielleicht gibt uns Gott die rechten Worte, um die Leute zur Befinnung zu bringen.“

Mit zornigen Augen sah Gert in die Menge.

„Wo ist Papa?“

„Das Väterchen haben wir dort in den Sack gesteckt. Tritt ihn mal, Jüri, vielleicht quiekt er dann wie ein Schwein.“

Jüri hatte dem Sack einen Fußtritt gegeben. Aber kein Quicken erklang, sondern nur ein dumpfes Stöhnen.

„Sucht einen Handschlitten! So, da ist schon einer. Nun werft den Sack drauf! Paßt mal auf, das gibt jetzt noch einen Extraspaß! He, Jungherr!“

Gert rührte sich nicht. Da packten ihn zwei Kerle und schleppten ihn zum Handschlitten. Sie drückten ihm den Strick in die Hand. Er ließ ihn fallen.

„No, Jungherr, vorgespannt und das Väterchen zum Wald hinterm Schloß gefahren! Ha-ha-ha, das ist mal ein Spaß!“

Als Gert sich noch immer nicht rührte, torkelte Gindrit auf ihn zu und drohte ihm mit der Faust.

„Wenn du nicht gleich gehorcht, du faules Vieh, schlagen wir dein Väterchen zu Brei!“

„Gebt die Reine!“ knirschte Gert.

Eifrige Hände reichten sie ihm. Wie er gerade den ersten Schritt tun wollte, stand plötzlich seine Mutter neben ihm.

„Ich helfe dir, Kind,“ und sie griff mit an. So gingen sie, ganz langsam, die linken Hände aneinander gepreßt, während beide ihre rechte Hand, zur Faust geballt, hängen ließen.

„Lio,“ rief Frau Hansen eine alte Tagelöhnerin an. „Lio, sprich mal mit den Leuten. Sie tun ein Unrecht am Herrn Förster und werden dafür gestraft werden.“

„Was ist da zu machen, Frauchen! Die sind eben unverständig wie das Vieh.“

Der Zug war beim Walde hinter dem Schloße angelangt. Merkwürdig still waren die Leute geworden. Nur Hindrik rief immer wieder: „Männer, was ist das für ein Spaß!“

„Galt!“ brüllte er nun.

Der Sack wurde geöffnet. Die Hände in die Seiten gestemmt, stellte Hindrik sich vor den Sack. Er sicherte erst, dann brüllte er vor Lachen.

„Raus! Komm raus, Herr Förster!“

Der Sack blieb ruhig liegen, der Förster rührte sich nicht.

„Schüttet den Sack aus!“

Die Hände von Mutter und Sohn hatten sich vor Grauen verkrampft.

„Mama, sieh nicht hin, mach den Teufeln nicht diese Freude!“

„Doch, Gert, Papa soll in unsere Augen sehen können, nicht in die irren seiner Peiniger.“

Sie hatten den Sack aufgehoben, und nun glitt der Körper des Försters heraus. Sein Gesicht war furchtbar verunstaltet, das eine Auge war ausgeflissen.

„Seht, er weint, er will nicht sterben,“ höhnte Gindriř.

Der Förster taumelte wie trunken. Da war auch Gerd schon bei ihm und stützte den Vater.

„Gibst du uns den Wald nun, he?“

„Was mir nicht gehört, kann ich nicht verschenken.“

„Dann bleib in deinem Wald und bewach ihn, bis du verkaufst.“ Mit diesen Worten nahm Gindriř seinen Leibriemen und legte ihn dem Förster um den Hals. Aber Gert schleuderte ihn zurück.

„Wag es nicht, den Herrn anzurühren!“

„Immer hübsch sachte, Jungherr, hier hab ich zu befehlen. Männer, steckt den Zungen in den Saß, in dem der Alte herkam, aber laßt seinen Kopf draußen.“

„Vater,“ schluchzte da Gert verzweifelt auf. Gleichzeitig krachte ein Schuß. Einer der Burschen, die Gert ergriffen hatten, stürzte tot in den Schnee. Aber schon warf sich Gindriř auf den Förster und entwand ihm die Waffe.

Gert war in den Saß gesteckt worden. Den Vater hatten sie ergriffen. Da trat die Mutter zu Gert.

„Ich bin bei dir, schließ die Augen und falte die Hände.“

Und während die trunkene Bande den Förster erhängte, betete seine Frau:

„Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Rüklein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzt sein.“

Eine Unruhe hatte sich nach dem vollzogenen Morde der Leute bemächtigt. Gindriř fühlte trotz seiner Trunken-

heit, daß hier die Gefahr lauerte, daß ihn seine Kumpane verlassen könnten.

„Der Jungherr friert, hört, wie seine Zähne aufeinander schlagen. Wir wollen's ihm schön warm machen!“

Es gab ein kurzes Hin und Her, dann lief ein Mann zum Schloß hin. Die Mutter war neben Gert niedergekniet und strich mit ruhiger Hand immerwährend über sein struppiges Blondhaar. Er hatte noch immer die Augen geschlossen, aber das Grauen war aus seinem Gesicht gewichen.

„No, Jungherr, jetzt sollst du es gut warm bekommen.“ Hindrik schob die Mutter beiseite, ergriff den Sack und zerrte ihn bis an den Rand der Sandgrube. Dort gab er ihm einen Fußtritt, daß er hinabfiel, sich einige Mal überschlug und schließlich im tiefen Schnee gebettet liegen blieb. Die Mutter hatte ihm nachstürzen wollen, aber derbe Fäuste hatten sie gehalten.

Nun knackte das Brechen der Zweige durch den Wald, und mächtige Lannenäste wurden auf den unten Liegenden geworfen.

„No, Mats, jetzt kommt deine Arbeit, es wird schon schrecklich dunkel,“ rief Hindrik.

Mats rutschte zu dem grünen Lannenhügel, der sich unten gebildet hatte, hinunter.

„Hast du genug Öl gebracht?“

„Es reicht!“ Und schon schlug eine helle Flamme Lichterloh in die Höhe.

„Mama!“ gellte es in die atemlose Stille der Erwartung hinein.

Die Mutter brach ohnmächtig zusammen.

„Die Polizei! Soldaten!“ rief jemand. Alles stob in die verschiedensten Richtungen auseinander. Mit einem

Schläge schienen alle nüchtern gemorden zu sein. Alle Großmannsucht war ihnen vergangen. Nur blasser Schrecken trieb sie in den Wald hinein.

* * *

Schwere, ernste Glockenklänge ziehen über das Land, verhallen im Wald, unter dessen leise und eintönig rauschenden Tannen der Friedhof liegt.

Zwei offene Gräber starren leer in den Himmel. Mutter Erde will das Ihre zurück in ihren Schoß betten, nachdem die Seele ihre Hülle verlassen und zu ihrem Vater im Himmel gegangen.

Zwei Särge werden hinabgelassen. Der greise Pastor spricht über den Text Joh. 15, 13: „Niemand hat größere Liebe, als daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“

Vater und Sohn haben ihr Leben lassen müssen. Der Vater in treuer Pflichterfüllung, der junge Sohn aus Liebe und Treue zum Vater. Ein Vorbild für die heranwachsende Jugend, ein junger Held, dem Gott zugerufen: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ Die Mutter steht und sinnt allem Geschehenen nach. Sie hört den Pastor den Segen sprechen, die hartgefrorene Erde auf die Särge aufschlagen. Sie sieht dort drüben fast alle die stehen, die in einer furchtbaren Stunde die Feinde der Ihren gewesen. Sie haßt sie nicht; dazu ist sie zu müde. Sie verachtet sie, weil sie so triebhaft in allem Fühlen und Handeln sind. Ach, es ist kein Friede in ihr. „Und meinen Nächsten lieben,“ klingt es in ihre Seele hinein. Lieben? Auch die dort, die mitschuldig an dem Tode der Ihren? Da sieht sie Jesus am Kreuz, und Hohn und Spott umdrängen ihn. Steht nicht Sindreif auch unterm Kreuz? „Vater, vergib ihnen!“ klingt es wieder in ihr. „Sie wußten nicht, was sie taten.“ Ganz laut sagt sie es.

Baron Kropp beugt sich zu ihr und fragt nach ihrem Wunsche. Sie geht an ihm vorbei. Ihr ist so leicht. Nun steht sie vor dem Pastor, und auf ihren Wunsch klingt es dann über die zwei Gräber hin:

„Du, Herr, hast selbst in Händen
Die ganze weite Welt,
Kannst Menschenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt.
So gib doch deine Gnad
Zu Fried und Liebesbanden,
Verknüpf in allen Landen,
Was sich getrennet hat.“

Besprechungen.

Sofia von Keller, Ein Sternlein stand am Himmel.

„Bremer Kirchenblatt“ vom 27. Februar 1927:

Ein Sternlein stand am Himmel. Unter diesem Titel ist in Riga ein Bändchen Erzählungen von der Baltischen Schriftstellerin Sofia von Keller erschienen. Kindheits Erinnerungen und Legenden, schlicht und innig und herzlich warm. Bilder aus dem Leben unserer deutschen Landsleute im Zarenreich, oft durchzuckt vom Leid der Verfolgungszeit.

„Evangelisches Gemeindeblatt für die Kirchengemeinde Wenggenjena“, Jena, März 1928, druckt eine Geschichte aus dem Bändlein ab und bemerkt dazu:

„Ein Sternlein stand am Himmel“ der Frau von Keller, . . . ist als kleines, feines Konfirmationsgeschenk sehr zu empfehlen.

„Thüringer Heimatkorrespondenz“, Weimar, den 2. März 1928:

Sofia von Keller, Ein Sternlein stand am Himmel. Riga, Böffler. Schlichte, anspruchslöse Erzählungen. Etwas für besinnliche Menschen.

„Nevaler Bote“ vom 31. Dezember 1926:

Sofia von Keller, Ein Sternlein stand am Himmel. Riga, G. Böffler. Die Verfasserin, Tochter des Pfarrers Keller, der einst in südrussischen und transkaukasischen Gemeinden als Seelsorger und Kämpfer für das Deutschtum wirkte, hat in den ansprechenden Erzählungen, die sie in dem kleinen Bändchen vereinte, ihrem Vater ein würdiges Denkmal kindlicher Liebe gesetzt. Die Szene, in welcher der Pfarrer und seine „kleine Gemeinde“ in der Kirche von dem verkommenen Küsterlehrer beim Gottesdienst gestört wird und die russische Nationalhymne und das deutsche Lutherlied „Ein feste Burg“ miteinander um die Seele der aufgerehten und eingeschüchterten großen Gemeinde ringen — ist ein ergreifendes Bild, das man nicht leicht vergessen wird. W. Schmied-Kowarzil.

„Dorpater Zeitung“ vom 17. Dezember 1926:

Die Stille und der Frieden sind es, von der die Grundstimmung des Werkes getragen wird, und eine tief innerlich empfundene Religiosität, wie man sie heute nur selten antrifft und die ihren verführenden Glanz über alles Geschehen breitet. Doch das rein Persönliche wird durch die Darstellungsform zum Allgemeinmenschlichen und ordnet sich ein in die Interessensphäre aller, die von baltischer Wesensart sind. Daneben spricht vieles („Gewissensbisse“) von einer sensiblen und verstehenden Einfühlung in die Tiefen der Kinderpsyche. Dies prädestiniert das Bändlein wie selten eines für den Gabentisch deutscher Jugend, die darin manche Lebensweisheit für die Zukunft finden wird . . . Die Sprache ist von der knappen und vollkündlichen Schlichtheit alter Lieder . . .

R. W.